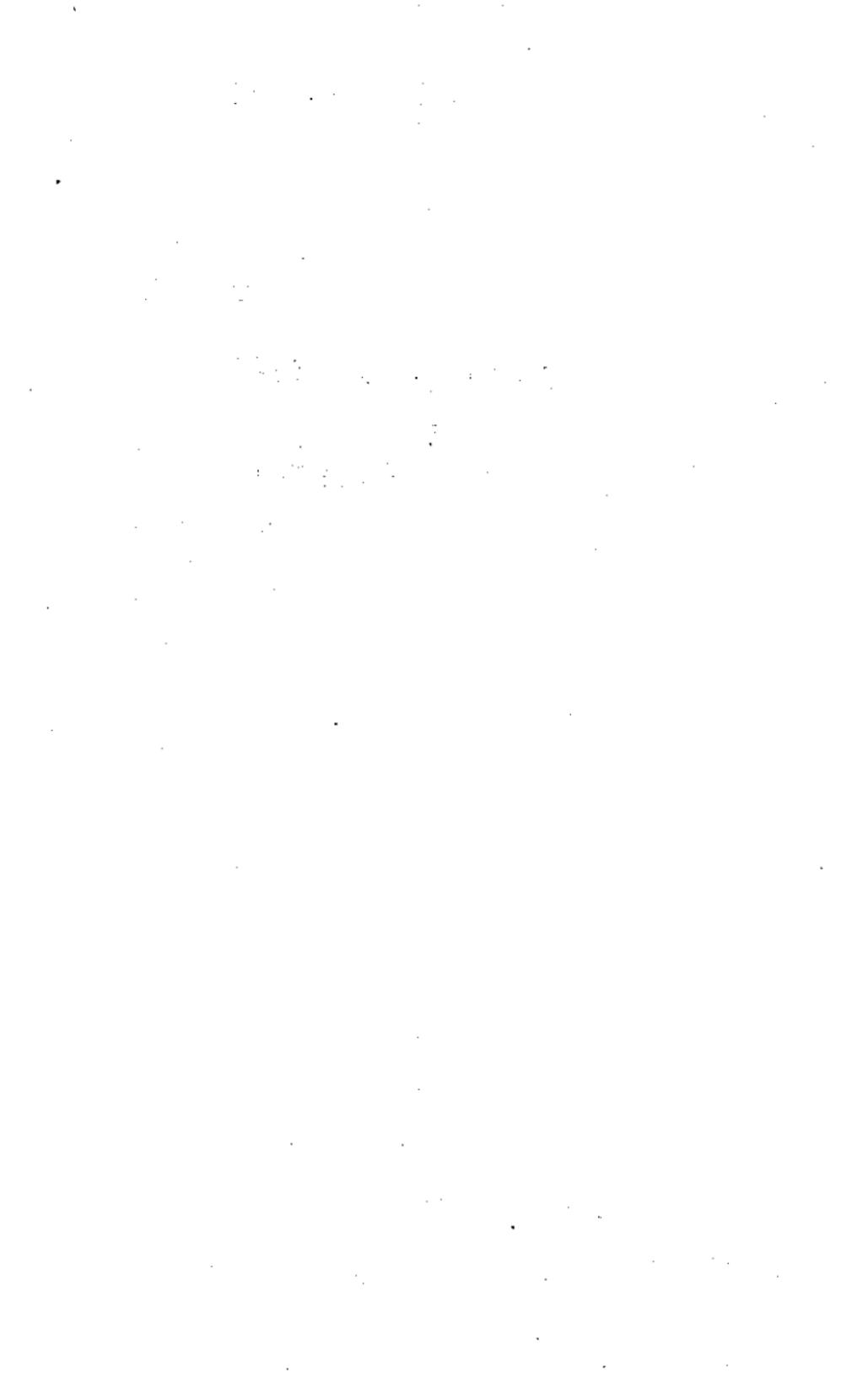


dlv



Christian Ellwein

Die
verschwundene
Diskette

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 1994
2. Auflage 1996
3. Auflage 2000

© 1994 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 110135 · 33661 Bielefeld
Illustrationen: Ute Casarini
Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach
Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-750-3

Inhalt

1. Der rätselhafte Überfall	7
2. Besuch am Tatort	25
3. Der Anschlag	43
4. Spielschulden	59
5. In der Schule	73
6. Der Name	87
7. Das Computerspiel	101
8. Das Buch	111

1. Der rätselhafte Überfall

Verzweifelt rannte Matthes den langen Gang entlang. Die Zeit wurde langsam knapp. Es war ein kalter, ungemütlicher Betongang, den Matthes entlanglief. An der Decke waren in kurzen Abständen häßliche Lampen angeschraubt. Alles war sehr technisch und ohne Leben hier.

Zuerst hatte er die Wächter draußen im Garten ruhigstellen müssen. Mit ein bißchen Betäubungsmittel war das schnell geschehen. Auch die Alarmanlage auszuschalten war mit dem Schaltplan nicht allzu schwer gewesen. Aber es hatte doch alles Zeit gekostet. Vielleicht schaffte er es noch. Er rannte, was das Zeug hergab.

Da war auch schon die Tür zu dem letzten Zimmer. Schnell war sie aufgesperrt. Die Zeit wurde knapp – noch 30 Sekunden!

Matthes suchte überall. Er hatte den Schlüssel noch nicht gefunden. 19 Sekunden. Aber es hing doch so viel an ihm! Wenn er jetzt versagte ...

11 Sekunden. Immer noch kein Schlüssel.

Es gab keine Chance mehr. Die Stadt war verloren. Alles umsonst. Matthes wußte, daß er verloren hatte. Da sah er es auch schon: Die Bombe explodierte, roter Feuerschein zuckte über das Bild vor seinen Augen. Er hörte das ohrenzerreißende Krachen der Explosion. Die Atombombe war gezündet. In allen



Farben, die sein Computer darstellen konnte, erstrahlte der Monitor. Wütend warf er den Joystick¹, mit dem er das Spiel gesteuert hatte, auf den Tisch.

„Immer wieder dieselbe Stelle. Das ganze Spiel kenne ich jetzt schon. Immer in diesem blöden Zimmer – wo kann denn der Schlüssel nur noch sein?“

Jedesmal ging es bei seinem Computerspiel hier nicht weiter. Er fand den Schlüssel einfach nicht, mit dem er die letzte Tür aufsperrern könnte. Nie schaffte er es, die Stadt vor dem Anschlag der Terroristen zu schützen und die Bombe zu entschärfen.

¹ Ein Joystick ist ein Gerät um Computerspiele zu steuern.

Er stand auf. „Aufräumen müßte ich auch noch“, fiel ihm wieder ein, als er sein Zimmer sah. Dreimal hatte seine Mutter ihn schon ermahnt, und das letzte Mal hatte sie nicht mehr sehr freundlich geklungen.

Als er durch den Flur in die Küche ging, besserte sich seine Stimmung schon wieder langsam. Er dachte nämlich daran, daß er heute Nachmittag mit Michael, seinem besten Freund, zum Baden an den Baggersee fahren wollte. In der Küche war seine Mutter gerade mit den letzten Vorbereitungen für das Mittagessen beschäftigt. „Ah, Matthes – hast du dein Zimmer schon aufgeräumt?“ fragte sie, wobei Matthes den etwas scharfen Klang in ihrer Stimme deutlich hörte. „Also, schon fast ...“, verzweifelt suchte er nach einer Möglichkeit, das Thema zu wechseln. „Morgen ist das Zimmer Tip Top! Verstanden?“

Matthes hatte verstanden. Eigentlich war er sowieso noch gut davongekommen, daß sie ihn nicht für heute Nachmittag dazu verdonnert hatte. Dann wäre der Ausflug zum See ins Wasser gefallen.

„Heute Abend ist noch genug Zeit“, beruhigte er sich.

Da fiel sein Blick auf die Wochenendausgabe der Zeitung, die aufgeschlagen auf dem Tisch lag:

RÄTSELHAFTER ÜBERFALL AUF ‚CHEMO-TECH‘ las er da in dicken Lettern oben auf der Seite. CHEMO-TECH – das war jedem hier in dem kleinen Städtchen ein Begriff. Ein Freund von ihm,

der schon 20 Jahre alt war, arbeitete dort. Die Firma entwickelte und produzierte Kunststoffe.

Interessiert las Matthes den Artikel:

In der Nacht von Freitag auf Samstag wurde auf die Firma ‚CHEMO-TECH‘ ein rätselhafter Überfall verübt, der die Polizei bis jetzt völlig im Dunkeln tappen läßt. Die Täter haben an den Türen und Schlössern keine Gewalt angewendet, wie die Polizei mitteilte. Gestohlen wurde eine Diskette² aus dem Tresor des Geschäftsführers. Diese Diskette enthielt die Formeln und Herstellungsanleitungen für einen neuen Kunststoff. Das Gefährliche an dem Überfall ist, daß der Kunststoff während eines bestimmten Arbeitsschrittes ein hochexplosiver Sprengstoff ist. „Das steht natürlich auch auf der Diskette“, teilte der Geschäftsführer mit. Auf unsere Frage hin, sagte er, daß diesen Sprengstoff jeder herstellen könne, der ein bißchen was von Chemie verstehe. Die Polizei schließt einen Terroranschlag nicht mehr aus.

„Das ist ja ein Hammer! Klauen die eine Diskette mit der Formel für einen Sprengstoff, den sich jeder daheim in der Küche selbst herstellen kann“, staunte Matthes. „Hast du das schon in der Zeitung gelesen? Das mit dem Sprengstoff?“ fragte er seine Mutter.

² Auf einer Diskette kann man Programme oder Daten von einem Computer speichern. Sie ist so ähnlich wie eine CD oder eine Musik-kassette.

„Ja, das ist wirklich schlimm. Hoffentlich fassen sie die Täter bald.“

Das Zimmer war vergessen. Vielleicht wußte Michael etwas Neues darüber. „Sein Vater arbeitet ja schließlich bei der Polizei.“

Zum Mittagessen gab es Leber auf chinesische Art. Eigentlich mochte Matthes Leber überhaupt nicht, aber heute aß er sie tapfer.

„Nur keinen Streit erzeugen“, sagte er sich. „Sonst fällt Mutti nur noch das Zimmer ein, und ich kann nicht an den See.“

Seine Sorge war nicht unberechtigt: In letzter Zeit hatte es oft Streit daheim gegeben. Meistens waren es nur ganz nebensächliche Dinge gewesen, aber trotzdem war die Stimmung zur Zeit nicht besonders gut. Schließlich war aber auch das Essen vorbei, und Matthes schwang sich auf sein Rad, und schon ging es los. Zuerst den Berg in der Siedlung hinunter, dann über den alten Marktplatz. Beim Stadtturm rechts, und da war auch schon der Brunnen, an dem er sich mit Michael verabredet hatte.

Der wartete schon ungeduldig. „Hast du heute schon die Zeitung gelesen?“ rief er Matthes schon von weitem aufgeregt zu.

Matthes bremste scharf mit der Rücktrittsbremse seines Rades, damit eine schöne Bremsspur entstand. Zufrieden schaute er zurück.

„Also was ist – hast du es schon gelesen, das von dem Überfall auf die CHEMO-TECH oder nicht?“ Matthes merkte, wie aufgeregt Michael war. Es machte ihm Spaß, seinen aufgekratzten Freund noch etwas hinzuhalten.

„Natürlich habe ich es gelesen. Ziemlich heiße Sache, was?“ antwortete er betont gelassen. Aber dann siegte doch seine Neugierde, und er fragte genauso gespannt wie Michael vorhin: „Weißt du etwas Neues darüber? Dein Vater arbeitet doch bei der Polizei.“

Jetzt war Michaels große Stunde. Jetzt konnte er seinen großen Trumpf ausspielen: „Jaaa“, sagte er gedehnt. „Ich weiß schon etwas Neues ...“

Er machte eine Pause, um Matthes Spannung noch zu steigern.

„Mein Vater ist mit den Ermittlungen beauftragt worden. Sie haben im Präsidium einen Krisenstab gebildet, und mein Vater ist der Chef davon.“

Das war es also. Nun war es heraus. Das war allerdings auch eine besondere Neuigkeit.

„Mensch, Klasse! Da kannst Du mir ja alles ganz genau erzählen. – Vielleicht können wir sogar dabei sein, wenn sie die Ganoven schnappen.“ Matthes war begeistert.

„Jetzt komm erst mal mit zum Baggersee.“ Michael schwang sich auf sein Rad. „Wenn ich dir etwas

erzählen soll, muß es natürlich absolut geheim sein, und das geht hier wohl schlecht.“

Das sah sein Freund ein. Die Menschen gingen in Scharen an ihnen vorbei; auch heute am Sonntag war in dieser Straße einiges los.

Also nichts wie los. Matthes saß schnell in seinem Sattel und trat in die Pedale.

Schnell ließen sie die Innenstadt hinter sich. Auf einer größeren Straße ging es dann durch einen Vorort. Es gab viele Fabriken und Lagerhäuser hier. Oft sahen sie Haufen mit Blech oder Paletten mit großen Fässern vor den Hallen liegen, und in den meisten Einfahrten standen Lastwagen. Ein typisches Industriegebiet also. Da vorne war auch schon der kleine Weg, der in die Natur raus zum Baggersee ging. Die beiden bogen ab, und bald hatte sich die Landschaft völlig verändert: Wälder, Wiesen, ein paar Felder und vor ihnen in einiger Entfernung der See.

Als sie auf 50 Meter an den See herangekommen waren, bremste Michael plötzlich. Matthes war gerade in Gedanken versunken und hatte nicht auf den Weg geachtet. Gefährlich schwankend konnte er Michael gerade noch ausweichen. Er wollte schon zu schimpfen beginnen, aber Michael zeigte ihm mit einer schnellen Handbewegung, daß er still sein solle.

„Schhhht! Da hinten. Schau mal auf dem See!“

Matthes Blicke folgten dem ausgestreckten Zeigefinger von Michael. Er mußte wohl ziemlich selt-

sam geschaut haben, weil Michael weiter erklärte: „Dort auf der Luftmatratze – das ist doch Bernd, oder?“

„Bernd“, dieses Wort traf Matthes wie ein mittlerer Stromschlag. Er beobachtete noch schärfer. Und dann erkannte er genau – dieser Typ, der dort draußen entspannt seine Füße im Wasser plätscherte, konnte nur Bernd sein. Bernd, das war ein Schüler an derselben Schule wie Matthes und Michael. Er war drei Klassen über ihnen, und es machte ihm einen riesigen Spaß, Kleinere zu ärgern. Alleine war man nie vor ihm sicher. Vor allem so feige Anschläge wie das Luftablassen aus den Fahrradschläuchen oder das Ausleeren von Schultaschen machten ihm Spaß. Manchmal hatten ihn schon einige dabei beobachtet, aber ihn zur Rede zu stellen, dazu fehlte allen der Mut.

„Jetzt ist unsere Stunde gekommen. Jetzt wischen wir ihm eins aus“, flüsterte Michael.

Matthes war sich da nicht so sicher. Bernd war sicher stärker, als sie beide zusammen, und ob es dann so sinnvoll ist ...

Aber Michael hatte schon einen Plan:

„Komm Matthes!“ forderte er seinen Freund mit verhaltener Stimme auf, während er sein Fahrrad schon leise auf die Erde gelegt hatte, und jetzt gebückt zu einem Schilfgebüsch am Ufer schlich.

Vorsichtig folgte ihm sein Freund.

„Wir brechen uns ein Schilfrohr ab, durch das wir atmen können. Dann schwimmen wir ganz vorsichtig unter Wasser zu ihm hin. Wenn wir bei seiner Luftmatratze sind, werfe ich sie um, und du ziehst den Stöpsel aus dem Ventil.“

Michael machte eine kurze Pause, und Matthes setzte schon an: „Ja, aber wenn ...“

Ungeduldig unterbrach ihn sein Freund: „Er wird dann so erschreckt sein, daß wir noch Zeit haben, abzuhauen. Es wird schon gut gehen.“

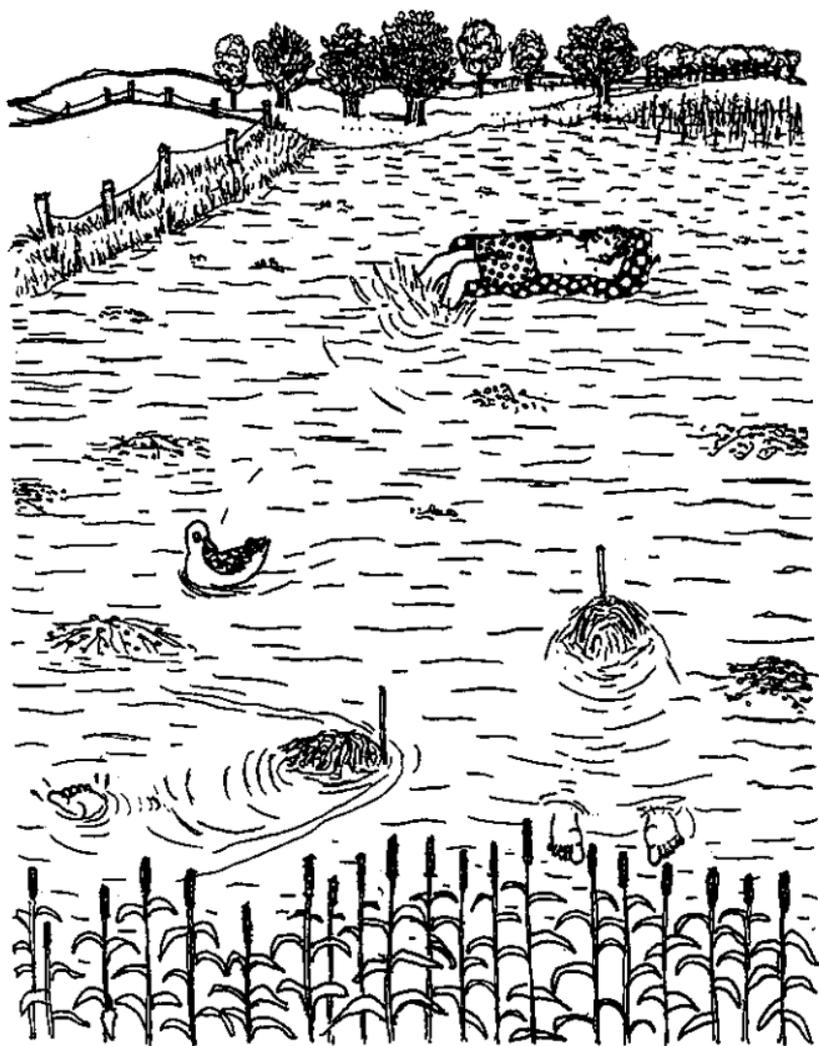
Ganz war Matthes noch nicht überzeugt, aber er wollte auch nicht als Feigling dastehen. Er brach schnell einen geeigneten Zweig ab, probierte ihn kurz aus und stieg vorsichtig ins Wasser.

Die beiden schwammen mit langen, vorsichtigen Schwimmzügen auf Bernds Matratze zu. Man sah nur den Halm und ihre Haarbüschel aus dem Wasser ragen.

Die fielen aber nicht auf, weil auf dem See immer wieder Algen und Wasserpflanzen schwammen.

Platschhh – Platschhh – Platschhhh hörten sie schon bald Bernds Füße im Wasser schlagen. Weil Wasser den Schall besonders gut weiterleitet, mußten sie jetzt außergewöhnlich leise schwimmen.

Hundert Meter – fünfzig – zwanzig Meter. Die Entfernung wurde zusehends geringer. Schon war die Luftmatratze so nah, daß sie sie fast greifen konnten.



Matthes tauchte ganz vorsichtig unter die Luftmatratze und suchte nach dem Ventil. Da – im hinteren Eck war es. Ganz behutsam bewegte er sich darauf zu. Er war jetzt genau unter dem Stöpsel.

Michael hatte sich einen guten Platz am Rand unter der Matratze gesucht. Ein Blick – und dann ein lauter, erschreckter Schrei von Bernd. Michael hatte die Matte mit einem Ruck umgeworfen, und Bernd zap-

pelte im kühlen Wasser. Im gleichen Moment öffnete Matthes das Ventil, und die Luft zischte heraus.

Jetzt war es für die beiden höchste Zeit, zu verschwinden. Beide waren gute Schwimmer, und weil Bernd zuerst seine sinkende Matratze retten mußte, gewannen sie etwas Zeit. Schnell waren sie am Ufer und noch schneller auf ihren Rädern und dann bloß weg.

Als sie endlich etwas langsamer fuhren, fragte Matthes doch ein bißchen ängstlich: „Meinst du, daß er uns erkannt hat?“

„Nein, ich kann es mir nicht vorstellen. Es ging dann doch alles so schnell, und überhaupt ...“, versuchte Michael sich und seinem Freund etwas Mut einzureden, aber sehr überzeugend klang es nicht.

„Verdient hat er es auf jeden Fall, und fällig war es auch – also lassen wir uns deshalb nicht den Nachmittag verderben.“

„Jetzt mußt du mir dann aber noch erzählen, was du über den Überfall weißt“, drängte Matthes seinen Freund.

„Komm, wir fahren zu der kleinen Bucht mit dem schiefen Baum. Da sind wir ungestört und können über alles reden“, meinte der, und trat ein bißchen fester in die Pedale, um seine Aufforderung zu bekräftigen.

Nach kurzer Zeit waren sie an ihr Ziel angekommen, und Michael begann zu erzählen: „Daß mein Vater

mit den Ermittlungen beauftragt worden ist, habe ich dir ja schon erzählt. Deshalb weiß ich auch alles so genau. Vorgestern zwischen sechs und zehn Uhr muß es passiert sein. Der Geschäftsführer hat die Diskette abends noch in den Tresor gelegt und den verschlossen. Und als er ihn gestern morgen aufgemacht hat, war sie nicht mehr da. Die Polizei hat alles untersucht, aber es waren keine Spuren zu finden. Die Schlösser waren nicht aufgebrochen und auch der Tresor nicht beschädigt. Dabei ist es ein computergesteuerter Tresor, eine ganz neue Entwicklung. Den können bloß drei Leute im ganzen Betrieb aufmachen: der Chef selber, der Leiter der Entwicklungsabteilung und der Stellvertreter vom Chef.“

„Dann muß es also einer von den dreien gewesen sein“, unterbrach ihn Matthes aufgeregt. „Man muß nur noch die Häuser von denen durchsuchen und bei dem man die Diskette findet, der war's.“

„Natürlich hat man die Büros gleich kontrolliert, aber da war nichts“, erklärte Michael beinahe ein bißchen beleidigt.

„Und nach Hause mitnehmen bringt gar nichts. Die Computeranlage ist nämlich ein ganz spezielles System, das extra für diese Firma entwickelt wurde. Die Disketten können in keinem anderen Computer gelesen werden. Der Firmencomputer von CHEMO-TECH formatiert³ die Disketten nämlich

³ Jede Diskette eines Computers muß formatiert, d.h. dem Computertyp zugeordnet werde, andernfalls kann der Computer die Diskette nicht bearbeiten.

ganz besonders, und die kann dann kein anderer Rechner⁴ mehr lesen – hat mir mein Vater erklärt, ich selbst verstehe ja fast nichts von Computern.“

Aber Matthes schon. Er war ein eingefleischter Computerfreak. Wenn der Computer von CHEMO-TECH seine Disketten anders formatiert als ein normaler PC, dann war das etwa so ein Unterschied wie zwischen Chinesen und Juden und Europäern: Die einen schreiben von oben nach unten, die anderen von rechts nach links und die Europäer von links nach rechts. Und der Computer von CHEMO-TECH schrieb jetzt meinetwegen von links nach rechts und ein PC von oben nach unten – so ähnlich war es zumindest. Logisch. Und dann kann es ein anderer eben nicht mehr lesen.

„Außerdem haben alle drei für die letzte Nacht ein Alibi: Der Chef war beim Polizeipräsidenten zum Schachspielen, sein Stellvertreter mit Freunden beim Angeln und der Abteilungsleiter mit seiner Frau in einem Gasthaus.“

Jetzt war Matthes ratlos und verwirrt. „Das ist ja echt kompliziert“, gab er schließlich zu.

„Die einzige Spur, die man bis jetzt gefunden hat, ist ein roter Golf. Den hat der Nachtwächter von CHEMO-TECH in der Nacht vor dem Firmengelände gesehen. Weil dort sonst nie Autos parken, ist er ihm gleich aufgefallen. Es wäre also möglich, daß der Dieb mit dem Auto gekommen ist. Von den

⁴ Rechner ist ein anderer Begriff für Computer.

drei Verdächtigen fährt aber keiner einen Golf. Das haben sie schon überprüft“, ergänzte Michael.

Beide schwiegen einige Zeit.

Dann sagte Michael: „Komm, besuchen wir Herrn Polling, den Nachtwächter. Er hat lange bei der Polizei gearbeitet und ist ein guter Freund meines Vaters. Deshalb kenne ich ihn auch. Vielleicht kann er uns mehr über den Überfall erzählen.“

„O.k.“ sagte Matthes, schwang sich auf sein Rad und fuhr hinter Michael her. Herr Polling wohnte in der Nähe der Fußgängerzone. Matthes und Michaels Rad rumpelten über das Kopfsteinpflaster, das hier verlegt war. Hier war immer ziemlich viel los: Familien gingen spazieren, Gäste saßen in Straßencafes, und dort, direkt vor ihnen saß ein Bettler, in dessen Hut auch schon einige Münzen lagen. „Schau mal! Da gegenüber ist das Bürogebäude von CHEMO-TECH, in das auch eingebrochen wurde.“ Matthes hörte interessiert zu, als ihm sein Freund erklärte: „Die Fabrik ist draußen im Industriegebiet, aber die Verwaltung und die Entwicklungsabteilung sind hier in der Innenstadt. Nicht weit von hier wohnt auch Herr Polling.“

Noch ein paar kurze Seitenstraßen und schon waren sie an ihrem Ziel.

Diiing – Doong. Die Türklingel tönnte angenehm durch das Haus, als Michael läutete.

„Hallo Michael! – was verschafft mir die Ehre dei-

nes Besuches?“ begrüßte sie Herr Polling erfreut, als er den beiden die Tür öffnete. Er war ziemlich groß und sehr kräftig. Sein kurzes schwarzes Haar und seine hellen blauen Augen gaben seinem Gesicht einen ehrlichen und offenen Eindruck.

„Hallo, Herr Polling. Wir wollten nur einmal kurz vorbeischaun – wegen dem Überfall auf CHEMO-TECH – wir dachten, Sie könnten uns vielleicht etwas darüber erzählen ... Das ist übrigens mein Freund Matthes. Wir gehen zusammen in dieselbe Klasse.“

„Na, dann kommt mal rein. Viel mehr als in den Zeitungen stand, kann ich euch aber leider auch nicht erzählen.“

Er führte die beiden ins Wohnzimmer. „Wollt ihr eine Cola oder ein Limo trinken?“ fragte er, und ohne lange auf eine Antwort zu warten, holte er die Flaschen und stellte drei Gläser auf den Tisch. „Bedient euch nur – fühlt euch wie zu Hause. Von dem Überfall soll ich euch erzählen? Na gut. Ich kam also wie jeden Abend um sieben zu CHEMO-TECH. Mir ist schon der rote Golf aufgefallen, der auf der anderen Seite geparkt hatte, aber es war niemand zu sehen, und so hab ich mir auch keine weiteren Gedanken mehr gemacht. Im Gebäude bin ich dann zuerst in mein Kontrollzimmer gegangen. Dort habe ich die Alarmanlage kontrolliert und die Monitore von der Videoüberwachung im ganzen Haus eingeschaltet. Das mache ich jeden Abend. Dann bin ich – wie immer – den ersten Kontrollgang durchs Haus gegangen. Ich mache alle zwei

Stunden einen Kontrollgang, bei dem alle Türen überprüft werden, ob sie verschlossen sind. Das dauert etwa eine halbe Stunde. Den Rest der Zeit sitze ich dann im Kontrollraum im Erdgeschoß, beobachte die Monitore oder mache sonst irgendwas. Die einzige Möglichkeit für den Dieb war, daß er genau wußte, wie mein Kontrollgang abläuft. Er ist dann, während ich im Haus unterwegs war, in das Zimmer vom Chef gegangen – dort sind auch keine Überwachungskameras. Dann hatte er ein- einhalb Stunden Zeit, um den Tresor zu öffnen, die Diskette zu klauen und bei dem nächsten Kontrollgang ungesehen zu verschwinden. Es kann also wirklich nur einer von der Firma gewesen sein. Einmal, weil die Schlösser nicht aufgebrochen waren und zum anderen, weil er genau wußte, wann ich wo ...“

„Haaalt!!!“ schrie Matthes plötzlich, sprang auf und stürmte zur Tür. „Da klaut einer mein neues Rad ...“ hörten die beiden anderen nur noch, die ihm mit erstaunten Augen nachsahen. Wie ein geölter Blitz waren sie vor der Haustür und sahen nur noch, wie ein Mann auf Matthes Mountain-Bike um die Ecke bog. „Los! Ins Auto!“ mit schneidender Stimme startete Herr Polling die Verfolgung. Die Reifen quietschten, als er die Kupplung schnell kommen ließ. Der Motor heulte auf. Zweiter Gang ... dritter ... in rekordverdächtiger Zeit beschleunigte der alte Wagen. Doch auch der Dieb fuhr nicht gerade langsam. Dort vorne eine Linkskurve – schnell kam die Abzweigung näher, aber statt zu bremsen trat er nur noch fester in die Pedale. Im letzten Moment zog er mit aller Kraft an dem Griff

der Hinterbremse an seinem Lenker. Gefährlich neigte sich das Fahrrad, als das Hinterrad blockierte und in die Kurve rutschte. Quietschen der Reifen – einige Passanten schriean ängstlich auf, doch er beschleunigte schon wieder aus der Kurve heraus, und das Auto hatte ihn endgültig aus den Augen verloren. Als sie auch zu der Kurve kamen war nichts mehr zu sehen, außer einigen Fußgängern, die noch fassungslos in die Richtung sahen, wo der Dieb verschwunden sein mußte. Auch das Nachfragen bei ihnen ergab nichts – alle waren zu überrascht gewesen, um zu beobachten, wohin er gefahren war.

2. Besuch am Tatort

„Tut mir leid Jungs, aber da können wir hier nichts mehr machen. Matthes, du gehst am besten gleich nach Hause und sagst deinen Eltern, daß sie die Polizei verständigen sollen. Sie können das Rad sicher auch genau beschreiben“, zerstörte Herr Polling das letzte Fünkchen Hoffnung in Matthes. Wie ein begossener Pudel schlich er durch die Stadt nach Hause. Was würden nur seine Eltern sagen? Das neue teure Rad – einfach so gestohlen, und er hatte es nicht einmal abgeschlossen. „Ich Oberesel“, schimpfte er sich. „Das gibt sicher ein gewaltiges Donnerwetter.“

Es war Nachmittags, gegen halb fünf, als Matthes daheim ankam. Er hatte richtig vermutet: Die Stimmung wurde wirklich sehr mies. Jetzt lag er in seinem Zimmer auf seinem Bett und dachte nach: „Gut, es war nicht klug, das Rad nicht abzusperren, aber man hätte es ja auch dann klauen können. Und überhaupt – dann noch diese Moralpredigt. Ich habe ja schließlich sowieso schon den Schaden, daß ich jetzt wieder mit meinem alten Drahtesel rumgurken darf. Geschimpft und getobt haben sie, als ob das jetzt noch was nützen würde. Stubenarrest für heute und kein Taschengeld den nächsten Monat. Das wäre wirklich nicht nötig gewesen.“

Bei der Polizei war alles recht schnell gegangen. Sie hatten ein Formular ausgefüllt, auf dem sie das Rad genau beschreiben mußten, und dann hatte der Polizist noch gesagt, daß es wohl kaum eine Hoffnung gäbe; zu viele Räder werden gestohlen.

Wieder Zuhause war er gleich auf sein Zimmer gegangen. Nicht einmal zum Abendessen hatten sie ihn gerufen! Auf dem Monitor seines Computers flimmerte wieder sein Spiel, aber hier hatte er auch kein Glück. Wieder schafften es die Terroristen, die Stadt zu zerstören. Endlich ging Matthes ins Bett und schlief langsam ein. Traumlos und wenig erholungssam, aber wenigstens schlafen. Nur nicht mehr immer an den Tag denken ...

Das Frühstück am nächsten Morgen verlief schweigend. Jeder war froh, daß der andere nichts sagte und kein offener Streit entstand.

Bald war Matthes auf dem Weg in die Schule. Es war ein strahlender Sommermorgen, auch wenn es Montag war, aber er bemerkte es gar nicht. Bald würde es Ferien geben, aber kein Gedanke ging in diese Richtung. Sein ganzer Kopf drehte sich um das Fahrrad. Er dachte verzweifelt nach, wer es gestohlen haben könnte. Bald kam ihm dann auch der Gedanke: „Bernd! Bernd könnte es getan haben. Von der Größe käme es hin und auch die Haare – in etwa paßte es schon. Bernd war kein besonders auffälliger Mensch. Er hatte kurze braune Haare. Der Dieb hatte auch eine dunkle Haarfarbe gehabt ...“

Matthes nahm sich vor, Bernd heute ganz besonders genau zu beobachten.

Im Unterricht war dann auch nicht gerade viel los mit Matthes. Zweimal hatte ihn der Lehrer aufgeru-

fen, und beide Male hatte er keine Ahnung gehabt, was gerade gefragt worden war.

Endlich kam die große Pause, und Matthes ging mit Michael nach draußen. Beide besprachen den Verdacht von Matthes, daß Bernd der Täter sein könnte.

Sie hatten sich in einen abgelegenen Winkel des Hofes verzogen.

„Natürlich kann er es gewesen sein; der Dieb sah ihm ja schon irgendwie ähnlich, aber sicher bin ich mir nicht. Es ging ja auch alles so schnell“, hörte man Michael.

„Ich werde ihn auf jeden Fall ganz genau beobachten. – Und wenn er sich irgendwie verrät, dann zeige ich ihn sofort bei der Polizei an“, trotzig war Matthes' Stimme verklungen.

Es war nicht einfach für ihn, sein Rad zu verlieren und nichts machen zu können, ja noch nicht einmal einen richtigen Verdacht zu haben. Als der Gong sie dann wieder aus den Gedanken in die Gegenwart zurückrief, gingen beide schweigend wieder nach oben in ihre Klasse.

Als er sich auf seinen Stuhl setzte und sich zu seiner Schultasche herunterbeugte, um ein Buch herauszunehmen, sah Matthes die Bescherung: Der neue Schulranzen war über und über mit schwarzer Farbe besprüht. Irgend jemand mußte es in der Pause, als das Klassenzimmer leer war, getan haben. Ein stummer fragender Blick zu Michael sagte ihm

sofort, daß dessen Ranzen genauso aussah. Für beide stand es augenblicklich fest: Das haben wir Bernd zu verdanken!

„Nur nichts sagen. Jetzt nur unauffällig verhalten“, entschloß sich Matthes innerhalb weniger Sekunden. Ein vorsichtiges Kopfschütteln zu Michael signalisierte diesem die Entscheidung von Matthes. „Wenn wir jetzt Bernd anschwärzen, zahlt er es uns sicher irgendwann heim. Wir müssen uns so rächen, daß er nicht weiß, wer es war.“

Den Rest des Vormittags waren beide noch schweigsamer und abwesender als schon bisher.

„Was soll das eigentlich? Kannst du mir mal erklären, wo das noch enden soll? Gestern das neue Rad geklaut, heute den Schulranzen verwüstet – morgen wird uns wohl das Haus in die Luft gesprengt?“

Matthes' Vater war sichtlich erregt. Mit großen Schritten ging er in der Küche auf und ab. Zornrot war sein Kopf, und seine Stimme hallte laut durch das Haus.

Es war wieder einmal dicke Luft daheim bei Matthes. Wieder einmal, wie schon so oft in letzter Zeit. Matthes wußte: Er mußte jetzt möglichst reumütig schauen, bloß nicht widersprechen, dann würde alles am schnellsten vorbeigehen.

Das Mittagessen entfiel für ihn – damit hatte er sowieso schon gerechnet. Am Nachmittag ver-

drückte er sich möglichst schnell und unauffällig. Mit seinem alten Rad fuhr er zu Michael. Obwohl alles klapperte, und er nur eine Dreigang-Schaltung hatte, war er ziemlich schnell da. Gerade noch rechtzeitig, wie er sah: Michael und sein Vater gingen gerade auf den Dienstwagen des Vaters zu.

„Kann Matthes mitfahren? Bitte, bitte, biiiiite ...“

„Von mir aus. Aber er muß sich anständig auf-führen!“ gab der Vater seine Erlaubnis.

„Willst du mitfahren? Wir fahren zu CHEMO-TECH, um den Tatort noch einmal zu besichtigen.“

Und ob Matthes wollte! Schnell saß er auf der Rückbank des Polizeiwagens. Es war schon etwas ganz anderes, in diesem Auto durch die Stadt zu fahren.

An einem Parkplatz am Rand der Fußgängerzone parkten sie. Die letzten Meter gingen sie zu Fuß zu CHEMO-TECH, weil direkt in der Fußgängerzone keine Parkplätze waren. Matthes sah sich interessiert die Menschen an, denen er begegnete: Da die Frau mit dem schweren Einkaufskorb, die sich schwitzend abmühte, ihn zum Auto zu bringen, ohne etwas zu verlieren. Dort kam ihnen mit eiligem Schritt ein sehr feiner Herr im Nadelstreifenanzug mit Aktenköfferchen entgegen. Er schien es wirklich eilig zu haben, so oft wie er auf die Uhr sah. Dagegen hatten die Schüler, die am Brunnenrand genußvoll ihr Eisleckten, sicher keine

Hektik. Und dort, direkt vor ihnen, saß auch wieder der Bettler, den er mit Michael bereits gestern gesehen hatte. Sein grauer Mantel sah filzig und verschmiert aus. Der stoppelige Bart, der dunkelgrüne kragenlose Pullover und die Schuhe, deren Sohle sich langsam zu lösen begann. Dort vorne war auch schon CHEMO-TECH. Am Haupteingang wurden sie gleich in das Büro des Geschäftsführers gebracht.

„Guten Tag Herr Kommissar. Ich sehe, Sie kommen, um sich noch einmal den Tatort anzusehen. Kommen Sie, ich führe Sie gleich im ganzen Gebäude herum“, begrüßte er die Gruppe. Ein etwas zweifelnder Blick fiel dabei auf Matthes und Michael, aber er sagte nichts.

Die Führung begann in der Entwicklungsabteilung. Große Zeichenbretter standen an den Fenstern, damit das Licht möglichst gut darauf fiel. Vor einigen waren Männer in weißen Kitteln, die irgendwelche komplizierten Gebilde zeichneten. Der ganze Raum war sehr hell und sehr sauber. An einer Wand standen auch mehrere Computer. Matthes sah sofort, daß es sehr teure Rechner sein mußten. In bunten Farben flimmerten Bilder von Atomen und chemischen Verbindungen über die Bildschirme. Besonders auffallend war, daß die Computergehäuse nicht, wie üblich, hellgrau und rechteckig waren. Es waren schwarze Würfel.

Matt glänzte der Lack im Sonnenlicht. Auch der Monitor und die Tastatur waren in diesem gedämpften Schwarz. Matthes stand einige Zeit fra-

gend vor den Rechnern, als der Geschäftsführer erklärte:

„Unsere Computer sind wirklich etwas ganz besonderes: Wir haben sie selber entwickelt. Diese Rechner sind einmalig auf der ganzen Welt und besonders für unsere Aufgaben entworfen. Sie speichern die Daten anders auf Diskette als normale PC's. Deshalb kann man die gestohlene Diskette auch nicht auf einem anderen Computer lesen. Die einzige Möglichkeit für den Dieb wäre, einen gewöhnlichen PC an unsere Rechner anzuschließen, und die Daten dann zuerst auf den PC und dort auf Diskette zu überspielen. Aber ein PC würde uns sofort auffallen, weil alle unsere Computer dieses besondere Gehäuse haben, und dieses Gehäuse gibt es nicht zu kaufen.

Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie der Dieb mit der Diskette arbeiten will. Auf ihr waren drei Dateien abgespeichert. Die Dateien kann man nur mit dem Firmencomputer lesen, weil sie verschlüsselt sind, nicht auf einem PC. Der Dieb müßte also einen PC in der Firma aufbauen, ihn an den Firmencomputer anschließen und die Daten dann auf den PC übertragen. Der Firmencomputer kann aber nur von acht bis siebzehn Uhr benutzt werden. Dann ist er automatisch gesperrt. Der Dieb müßte also während der Geschäftszeit mit seinem PC und unserem Computer arbeiten. Das würde aber ganz sicher auffallen.“

Michaels Vater stöhnte auf: „Noch mal langsam: Das heißt also, der Dieb kann die Diskette nur hier

in der Firma zwischen acht und siebzehn Uhr benutzen, und er muß dazu einen PC mitbringen. Ist das richtig?“

„Vollkommen richtig, Herr Kommissar.“

„Und wenn er mit einem fremden Computer hier auftauchen würde, würde er natürlich sofort auffallen. Auch richtig?“

„Absolut!“

„Und er kann die Diskette sonst ganz bestimmt nicht lesen, benutzen oder sonst was damit machen, um an die Formel zu kommen?“

„Genau. Er braucht unbedingt unseren Hauptrechner“, antwortete der Geschäftsführer.

„Dann können wir die Ermittlungen eigentlich einstellen“, stellte Michaels Vater fest. „Wir müssen nur noch warten, bis der Dieb bei Ihnen auftaucht, oder bis er einsieht, daß er mit der Diskette nichts machen kann. Ich würde mir nur noch schnell den Rest des Hauses gerne ansehen. Vielleicht haben wir doch noch etwas übersehen, was uns einen Hinweis auf den Dieb geben könnte.“

„Selbstverständlich, Herr Kommissar, ich werde Sie gleich weiterführen.“

Sie gingen einen Stock höher. „Hier ist die ganze Verwaltung unserer Firma untergebracht: Buchhal-

tung, Personalbüro, Presseabteilung, mein Büro und das meines Stellvertreters“, erklärte ihnen der Geschäftsführer diese Abteilung.

Es waren lauter einzelne Büros; in jedem saßen zwei oder drei Menschen. Auch hier standen wieder überall die würfelförmigen Computer herum.

„Unsere Firma ist völlig auf Computer umgestellt. Bei uns läuft ohne den Rechner wirklich überhaupt nichts mehr“, erklärte ihr Führer.

„Hier kommen wir dann in mein Büro. Da steht auch der Tresor, aus dem die Diskette gestohlen wurde.“

Es war ein ganzes Stück größer als die anderen und viel vornehmer eingerichtet. Tisch und Stühle in edlem dunklen Holz, dicke Lederpolster auf den Sesseln und die moderne Telefonanlage auf dem Schreibtisch fielen sofort auf. Das Zimmer war sehr ordentlich. An einer Wand hing ein Regal voller Ordner, alle sauber in Reih und Glied. Und dort in der Ecke stand der Tresor. Er schimmerte in mattem metallischen Glanz.

„Der Tresor ist titanbeschichtet und mit einem neuartigen Computerschloß ausgerüstet“, wurde ihnen voller Stolz erklärt.

Es war schon ein ganz besonderes Stück – dieser Tresor: An der Tür waren keinerlei Griffe oder Hebel angebracht – einfach gar nichts. Die Tür paßte so genau in den Rahmen, daß man fast keine Ril-

len sehen konnte. Er sah aus, wie ein Metallwürfel, der eben frisch gegossen und poliert worden war.

„Man kann ihn nur über ein spezielles Programm aus einem Computer öffnen. Der Computer steht dort im Schrank. Nur wenn man den genauen 10-stelligen Code eingibt, öffnet die Elektronik automatisch die Tür.“

„Der Dieb mußte sich also wirklich gut auskennen, wenn er diesen Tresor ohne Gewalt geöffnet hat?“ fragte Michaels Vater.

„Ja, sicher. Ich war auch sehr erstaunt, richtig schockiert, als ich gesehen habe, daß sogar dieser Tresor aufgebrochen wurde. Es fällt mir wirklich schwer, jemand aus meiner Firma zu verdächtigen, aber ich sehe keine andere Möglichkeit.“

„Gut. Vielen Dank jetzt erst einmal. Wir werden uns auch weiterhin mit der Frage nach dem Täter beschäftigen müssen, aber wenigstens besteht jetzt keine Gefahr mehr, daß er etwas in die Luft sprengt“, verabschiedete sich Michaels Vater.

Der Geschäftsführer begleitete sie noch bis auf die Straße. Irgendwie hatte Matthes ein ungutes Gefühl. Irgend etwas hatte er übersehen. Aber was? Es sah doch alles ganz gut aus: Der Dieb hatte keine Chance, mit der Diskette Unheil anzurichten, er war keine Gefahr mehr. Aber das dumpfe, unguete Gefühl in seinem Bauch ging nicht weg.

Den ganzen Nachmittag über verließ ihn diese Ahnung nicht mehr:

„Irgend etwas Wichtiges haben wir übersehen. Irgendeinen Fehler haben wir gemacht; wenn ich nur wüßte, welchen.“

Immer stärker wurde dieser Druck, diese Anspannung. Matthes hatte das sichere Gefühl, daß sich dieser Fehler auswirken würde.

„Ich geh' noch ein bißchen zum Michael“, rief er seinen Eltern zu, als er nach dem Abendessen noch einmal das Haus verließ. Zusammen gingen die beiden dann noch einmal raus, und als ob sie dasselbe denken würden, schlugen sie gleich den Weg zu CHEMO-TECH ein. Sie liefen durch die Fußgängerzone. Es war noch relativ früh, und etliche Leute waren noch unterwegs. In den Kinos fanden sich die ersten Menschen für das Abendprogramm ein. Die Eisdielen waren noch von dichten Menschentrauben umlagert.

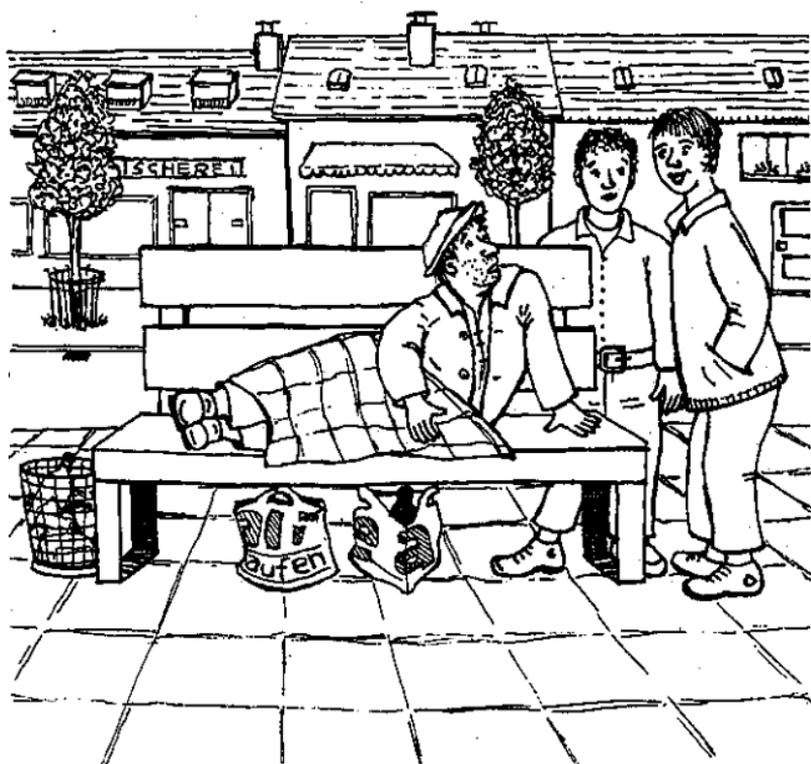
Je mehr sie sich CHEMO-TECH näherten, desto ruhiger wurde es. Die Geschäfte hier hatten schon geschlossen, und die Passanten kamen in diese Seitenstraße nur tagsüber.

Dort auf einer Bank saß auch wieder der Bettler, den sie jetzt schon öfter gesehen hatten. Er schien hier dauerhaft zu leben. Jetzt machte er es sich nämlich gerade mit einer alten Wolldecke auf der Bank für die Nacht bequem.

„Das haben wir übersehen!“ Mit einem Schlag erkannte Matthes, was ihn den ganzen Nachmittag bewegt hatte. Schnell rief er Michael zu sich, und

beide rannten zum Bettler. „Wenn der Bettler hier den ganzen Tag lebt, dann muß er auch den Überfall gesehen haben“, erklärte er hastig seinem Freund.

„Entschuldigung – dürfen wir Sie einmal stören? Ich hätte eine Frage.“ Etwas unsicher und schüchtern sprach Matthes den Mann vor ihnen an. Der sah erstaunt auf. Daß ihn die Leute so höflich und freundlich ansprachen, war ihm noch nie passiert.



Ohne eine Antwort abzuwarten, redete Matthes gleich weiter: „Wir haben Sie jetzt schon öfter hier sitzen gesehen. Waren Sie vielleicht auch vor drei Tagen hier, am letzten Freitag, als bei CHEMOTECH dort drüben eingebrochen wurde?“

„Ja, also ...“, zögernd antwortete der Mann. „Vor drei Tagen war ich freilich auch hier. Ich bin doch jeden Tag hier. Ob dort eingebrochen wurde, weiß ich nicht, aber abends, so gegen halb acht ist dort einer mit einer komischen schwarzen Kiste reingegangen. Ja genau, aus einem roten Golf ist der ausgestiegen und dann reingegangen. Um viertel nach neun ist er dann wieder rausgekommen – ohne die Kiste. Ich weiß es genau, weil kurz davor erst die Kirchturmuhre da drüben geschlagen hat. Sonst war an dem Abend nichts los. Tut mir leid.“

Aber Matthes war schon völlig aufgeregt. „Mit einer schwarzen Kiste sagen Sie? Können Sie die mal näher beschreiben?“

„Die war wie ein Würfel, etwa so lang, so hoch und so breit.“ Er zeigte mit den Händen eine Länge von ungefähr 40 Zentimetern. „Sie hat ausgesehen, als ob sie aus Plastik, oder so ist. Und als er wieder raus kam, hat er sie nicht mehr gehabt.“

„Haben Sie vielen Dank. Sie haben uns wirklich sehr geholfen“, bedankte sich Matthes noch, und dann zog er Michael schon weg.

Nach ein paar Metern fragte Michael völlig verwirrt: „Ich verstehe wirklich nicht, was du von dem Alten dort wolltest. Und warum er uns geholfen hat? Der Typ mit der schwarzen Kiste war doch sicher nicht der Dieb!“

„Komm, setz dich erst mal hin.“ Matthes schleppte Michael auf eine leere Bank in der Fußgängerzone.

„Die Diskette, die bei CHEMO-TECH geklaut wurde, kann nur auf dem Firmencomputer gelesen werden. Diese Computer sind aber einmalig und existieren nur in der Firma. Der Dieb kann die Diskette also nur in der Firma verwenden – klar?“

„Ja schon, aber ...“

„Die einzige Möglichkeit, die Diskette außerhalb von CHEMO-TECH zu benutzen ist, einen PC an den Firmencomputer anzuschließen und die Diskette dann auf den normalen PC zu überspielen. Jetzt ist aber in der Firma kein einziger PC. Der Dieb mußte also einen hineinschmuggeln. Und damit er nicht auffällt, hat er ihn in ein schwarzes Gehäuse eingebaut, das genauso wie die Firmencomputer aussieht. Jeder, der jetzt den PC sieht, wird denken, daß es ein ganz normaler Computer von CHEMO-TECH ist. Der Dieb kann die Diskette unauffällig überspielen. Jetzt muß er nur noch den PC wieder herausschmuggeln, denn irgendwann wird es jemand merken, daß ein Computer zuviel da ist. Laß uns mal überlegen: Vor drei Tagen wurde eingebrochen. Der Dieb hat also am Freitag den PC zu CHEMO-TECH reingebracht. Der Firmencomputer läuft aber nur während der Arbeitszeit. Am Wochenende konnte er die Diskette also nicht überspielen, weil da nicht gearbeitet wurde. Dann hat er sie heute überspielt ...“

Matthes wurde bleich, und völlig aufgeregt sprach er weiter: „Dann wird er heute Abend wahrscheinlich versuchen, den PC wieder herauszuschleusen. Los! Michael, du rennst sofort los und alarmierst

deinen Vater. Er soll gleich mit einem Haufen Polizisten herkommen. Ich warte hier, und passe auf, ob er kommt!“ Matthes redete schnell und aufgeregt.

Michael rannte los.

Matthes suchte sich ein gutes Versteck nahe bei dem Firmengelände, von wo aus er alles gut überblicken konnte. Die Sekunden verstrichen so unendlich langsam. Die Minuten kamen ihm stundenlang vor. So aufgeregt war Matthes.

Bis er auf einmal Motorenlärm hörte. Tatsächlich – ein roter Golf bog langsam um die Ecke. Ein Mann, den Hut tief ins Gesicht gezogen, stieg aus. Sorgfältig sah er sich um. Matthes erkannte einen langen Mantel und einen Schal. Den Mann selbst konnte er nicht erkennen.

Als er sich sicher fühlte, ging der Unbekannte auf das Firmengelände zu. Nur wenige Meter entfernt lag Matthes unter einem Busch. Er konnte sogar das Rasierwasser des Fremden riechen. Der zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Tor. Leise und geduckt schlich er auf das Firmengelände. Langsam verschwand er in der Dunkelheit. Die Umrisse wurden undeutlicher.

Matthes konnte noch sehen, wie sich die Eingangstür öffnete. Dann war er endgültig weg.

„Und immer noch ist die Polizei nicht da. Das dauert ja wirklich ewig. Und wenn uns der Dieb noch entwischt? Ich muß ihn irgendwie verfolgen!“

Irgendwie bei ihm bleiben, wenn die Polizei nicht rechtzeitig kommt.“

Schnell überlegte er: „Zu Fuß? – Nein, keine Chance. Sonst habe ich auch kein Fahrzeug – Halt! Fahrzeug – ich muß mich irgendwo im Golf verstecken. Wenn ich in den Kofferraum klettere?“

Schnell lief Matthes zu dem Auto. Ein Druck auf den Öffner vom Kofferraum – super! der ist offen.

Die Heckklappe des Kofferraums ging auf. Schnell kletterte Matthes hinein. Zuvor hatte er noch die Gepäckraumabdeckung ausgehängt. Sie trennte den Kofferraum vom Inneren des Autos. Er konnte sie jetzt leicht von innen hochheben und den Innenraum des Autos beobachten. Ein Griff nach oben – Matthes faßte den Kofferraumdeckel und zog ihn zu. Stille – Dunkelheit und muffige Luft. Auf was hatte er sich da nur eingelassen. „Hoffentlich stellt der Dieb den PC nicht in den Kofferraum“, durchzuckte es ihn auf einmal heiß. Er wartete. Er konnte die Zeit nicht abschätzen, aber es erschien ihm unheimlich lange, bis er auf einmal Schritte hörte.

Dann wurde die Beifahrertür aufgesperrt, geöffnet und nach ein paar Sekunden wieder zugeschlagen. Nach einigen Augenblicken dasselbe mit der Fahrertür. Matthes sah durch einen schmalen Schlitz, wie der Unbekannte einstieg.

Auf dem Beifahrersitz stand eine schwarze Kiste – der PC.

„Wo bleibt nur die Polizei?“ fieberte Matthes. Da hörte er auch schon, wie der Motor angelassen wurde und der Wagen sich in Bewegung setzte.

Matthes war verzweifelt. Allein im Auto des Diebes – und keiner wußte, wo er war.

3. Der Anschlag

Blaulicht zuckte über die Betonwände der Gebäude. Menschen standen herum oder liefen eilig hin und her. Die ganze Firma CHEMO-TECH war hell erleuchtet. Alle Räume wurden genau durchsucht. Polizisten überall und mittendrin Michael mit seinem Vater.

„Also jetzt erzählst du mir erst einmal ganz genau, wie alles geschehen ist!“

Michael berichtete, wie sie abends noch weggegangen waren, wie Matthes mit dem Bettler geredet hatte und die Schlüsse, die er gezogen hatte. Dann erzählte er, wie Matthes ihn weggeschickt hatte, um die Polizei zu holen.

„Als ich das Polizeirevier angerufen habe, wollten die mir zuerst gar nichts glauben. Ich mußte erst alles lang und breit erklären. Dann haben sie einen Streifenwagen hergeschickt. Und als wir wieder zu CHEMO-TECH gekommen sind, habe ich Matthes nicht mehr gesehen. Wir haben zuerst überall gesucht und gerufen. Dann hat der Polizist bei der Zentrale angefunkelt, daß sie die Eltern von Matthes anrufen sollen, ob er daheim ist. Und weil er dort nicht war, wurden dann die ganzen Polizeiwagen alarmiert.“

„Die Überlegungen von Matthes sind ja vielleicht richtig, aber ihr hättet nie alleine Polizei spielen dürfen“, schimpfte Michaels Vater mit zorniger Stimme.

Die Luft war mittlerweile ziemlich kalt geworden, und so mancher Polizeibeamte mußte sein Gähnen unterdrücken. Es war eine ungemütliche Nacht, besonders für Matthes, der im Kofferraum des Golfs zusammengekauert saß. Sie fuhren inzwischen mit ziemlich hoher Geschwindigkeit.

„Aus der Innenstadt sind wir sicher schon draußen, weil dort überall Tempo 30 ist. Vielleicht fahren wir auf der ‚Westkurve‘.“ So nannten hier alle eine gut ausgebaute zweispurige Straße, die nach Westen aus der Stadt hinausführte.

Durch seinen schmalen Schlitz konnte Matthes fast nichts erkennen, und weiter durfte er die Gepäckraumabdeckung nicht hochheben, weil ihn sonst der Mann entdecken würde.

„Da, der Herr dort hinten neben dem Jungen, das ist unser Einsatzleiter“, hörte Michael einen Polizist. Die Eltern von Matthes suchten seinen Vater.

„Sind Sie der Einsatzleiter dieser Aktion?“ fragten sie, als sie vor seinem Vater standen. Michael hörte deutlich, wie Sorge und Angst um ihren Sohn die Stimme zittrig und verschreckt machten.

„Ja, der bin ich. Wer sind Sie bitte?“

„Wir sind die Eltern von Matthes, dem verschwundenen Jungen. Ein Beamter hat uns vor fünf Minuten angerufen und gefragt, ob unser Sohn daheim ist. Wir haben dann nachgeschaut. Als wir ihm sagten, daß er nicht daheim ist, hat er uns hierherbestellt. Können Sie uns bitte sagen, was passiert ist?“

Michaels Vater erklärte ihnen den Verlauf des Abends, und noch einmal mußte Michael erzählen, was er wußte.

Die Suche bei CHEMO-TECH blieb ergebnislos. Nichts fand man. Weder die Diskette, noch einen PC im schwarzen Gehäuse. Natürlich nicht.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich von eurer Geschichte halten soll, Michael. Es klingt schon irgendwie logisch, was du mir dort von Matthes Theorien erzählt hast ...“ Michaels Vater machte eine kurze Pause. „Aber es sind doch nur Theorien. Wenn ich Leute abstelle, um diese Theorien zu verfolgen, dann fehlen sie mir woanders. Aber wenn es doch stimmt, dann ist die Gefahr durch den Sprengstoff größer als je zuvor ...“

Der Wagen war schon einige Zeit mit hoher Geschwindigkeit dahingefahren, als er plötzlich abbremsste. Gleich darauf merkte Matthes, daß sie nach links abbogen. Von der großen Straße herunter auf eine schlechtere, wahrscheinlich einen Feldweg. Hier war es mittlerweile völlig dunkel. Weil auch keine Straßenlampen mehr wie in der Stadt Licht spendeten, sah Matthes überhaupt nichts mehr.

Noch ein paar Meter auf holperiger Straße, und dann standen sie.

Der Fremde stieg aus, öffnete die Beifahrertür; dann nahm er den PC heraus, warf die Tür zu und ging weg. Matthes überlegte: „Wenn ich zu lange im Kofferraum bleibe, dann kommt er wieder zurück

und erwischt mich noch. Wenn ich aber zu früh aussteige, ist er noch da und hört mich. So wartete er ein paar Augenblicke. Dann wurde die Neugier zu groß, und ganz vorsichtig hob er die Gepäckraumabdeckung hoch. Draußen konnte er zuerst nichts erkennen. Stück um Stück schob er die Abdeckung nach oben. Schließlich konnte er herausklettern. Er schaute sich noch einmal schnell um – und stieg dann leise in den Innenraum. Vorsichtig kauerte Matthes sich hinter den Fahrersitz. Es war nichts zu sehen. Schon wollte er die Tür öffnen, da hörte er auf einmal Schritte. Schnell kamen sie näher. Da war auch schon eine Person. Die Fahrertür öffnete sich, und das Innenlicht flammte auf. Matthes kam es vor, als ob man einen Scheinwerfer genau auf ihn gerichtet hätte.

Die Polizei hatte mittlerweile alle Straßen, die aus der Stadt hinausführten, abgesperrt. Man rechnete allgemein mit einer Entführung.

Als Michael mit dem Streifenwagen zu CHEMOTECH zurückkam war nämlich der Bettler verschwunden. Zunächst war es ihm gar nicht aufgefallen, weil er viel zu aufgeregt war. Aber dann hatte Matthes' Mutter nach dem Bettler gefragt, weil sie durch den Bericht ja mittlerweile auch seine Bedeutung kannte.

So hatten es auch die Anderen bemerkt und sofort begann eine aufgeregte Suche.

Schließlich wurde der Bettler hinter einigen Büschen versteckt gefunden. Er hatte gesehen, wie Matthes

im Golf verschwand und das Auto wegfuhr. Dann bekam er Angst, man könnte ihn verdächtigen weil irgend etwas war hier nicht ganz geheuer, das war ihm klar. Die beiden Jungen hatten ja auch etwas von einem Einbruch erzählt. Da war es besser, zu verschwinden.

Nachdem er der Polizei alles erzählt hatte stand es fest, daß Matthes entführt worden war, und daß die Theorie mit dem Computer richtig gewesen sein mußte.

„Matthes war einfach zu unvorsichtig, und da hat ihn der Dieb einfach mitgenommen, um einen Tatzeugen auszuschalten“, so überlegte Michaels Vater. Heute Nachmittag hatte der Fall schon so gut wie gelöst ausgesehen: „Der Dieb kann nichts mit der gestohlenen Diskette anfangen, und für die Bevölkerung besteht keine Gefahr.“ So hatte er sich noch vor wenigen Stunden gefreut. Aber jetzt? Ein Junge war verschwunden, und der Dieb hatte die Formel womöglich schon in Sicherheit.

Matthes Eltern standen verzweifelt in seinem Zimmer. Die Polizei hatte nach Spuren gesucht – ob Matthes vielleicht irgend etwas aufgeschrieben hatte oder sonst irgendeinen Hinweis darauf, wo er geblieben sein könnte. Natürlich hatte man nichts gefunden. Jetzt waren sie endlich allein.

„Komm Claudia! In letzter Zeit hat es oft Streit gegeben bei uns“, nur zögernd sprach Matthes Vater. „Vielleicht haben wir unseren Sohn auch manchmal nicht richtig behandelt. Heute Abend

wollte ich, daß wir endlich mal wieder unsere Abendandacht halten. Wir haben sie oft vergessen, in den letzten Wochen, oder wir sind im Streit ins Bett gegangen. – Komm, heute Abend wollen wir wieder einmal zusammen in der Bibel lesen.“ Und dann gingen beide zusammen ins Wohnzimmer. Matthes Vater schlug die Bibel auf und begann zu lesen: „Ein Mann hatte zwei Söhne, erzählte Jesus. Eines Tages sagte der Jüngere zu ihm: Vater, ich will jetzt schon meinen Anteil am Erbe ausbezahlt haben. Da teilte der Vater sein Vermögen unter ihnen auf. Nur wenige Tage später packte der jüngere Sohn alles zusammen, verließ seinen Vater und reiste ins Ausland.“⁵

Hier stockte Matthes Vater kurz. Dann las er weiter im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Wie der jüngere Sohn alles Geld verschleudert und dann schließlich doch wieder zurück zum Vater kommt. Da blickten sich beide lange an. Dieses Gleichnis war für sie nicht nur verstaubtes Papier, nein es war lebendig geworden. Jetzt verstanden sie viel besser als vorher, wie der Vater sich gefühlt haben mußte, als sein Sohn auf und davon war. Schließlich falteten beide ihre Hände, und sagten ihrem Vater im Himmel ihre Sorgen und Ängste.

„Wenn ich mich nicht rühre und keinen Mucks von mir gebe, dann bemerkt er mich vielleicht nicht.“ Ein letzter Funke Hoffnung glomm in Matthes auf.

⁵ Dieses Gleichnis steht im Lukasevangelium 15,11-32.

Doch dann – ein zufälliger Blick nach hinten, ein erstaunter Aufschrei, und dann, mit eiskalter Stimme: „He, Bursche, was machst du denn da hinten?“ Mit eiserner Hand faßte er Matthes Arm wie ein Schraubstock, mit der anderen zog er sich sofort den großen Schal hoch vors Gesicht. Matthes hatte fast nichts von dem Mann erkennen können. Die goldenen Kettchen am Handgelenk des Mannes klirrten leise, wenn er seinen Arm bewegte.

„Los, raus mit dir. Aussteigen – aber ganz vorsichtig!“ befahl der unheimliche Gegenüber. Angstvoll sah Matthes die Pistole, die der andere auf einmal in der Hand hatte.

Langsam kletterte er aus dem Wagen. Unsanft wurde er von dem Mann vorwärts geschubst. Auf einmal tauchte aus dem nebligen Dunkel ein alter Wohnwagen auf. Dorthinein wurde Matthes gestoßen. Als der Fremde das Licht anknipste, gingen Matthes die Augen fast über: Der Wagen war angefüllt mit Computern, Druckern und anderer teurer Elektronik. Schnell hatte der Unbekannte einen Strick aus einem Fach geholt und fesselte Matthes damit an ein Rohr an der Wand.

„So, und jetzt erzählst du mir mal, was du in meinem Auto zu suchen hattest!“ befahl der Mann. Seine Stimme klang stickig und gedämpft durch den Schal vor seinem Gesicht. Er war voller Wut, daß Matthes ihn gestört hatte. Alles hatte so gut geklappt, bis dieser blöde Junge dazwischen kommen mußte.

Aber Matthes schwieg. Kein Schreien und kein

Schimpfen half – nichts war aus ihm herauszubringen.

Inzwischen sah sich Matthes unauffällig den Wohnwagen genauer an: Dort hinten auf einem kleinen Tischchen stand der schwarze Würfel, den sie heute im Auto mitgenommen hatten. Es war genau dasselbe Gehäuse wie die Firmencomputer bei CHEMO-TECH.

„Na gut! Wenn du nicht willst, dann bleibst du eben hier. Hier findet dich garantiert nie jemand. Und solange du nichts sagst, wirst du hier auch sicher nicht rauskommen.“ Häßlich klang das Lachen des Mannes noch lange in Matthes Ohren nach. Noch häßlicher aber war für ihn das Zuschnappen der Tür. Es hatte so etwas Endgültiges und Hoffnungsloses. Allein irgendwo weit von der Stadt entfernt in einem Wohnwagen eingesperrt ...

Matthes hatte von dem Mann eigentlich überhaupt nichts erkannt, nur die goldenen Kettchen am rechten Arm waren ihm aufgefallen. Bei jeder Bewegung hatten sie geklirrt. So etwas hatte er noch nie gesehen. Es waren viele ganz dünne Ringe, die alle ineinander verschlungen waren. Das dämmrige Licht im Wohnwagen brachte sie matt zum Glänzen.

Matthes dachte zurück: „Heute Abend wollte Papa unbedingt wieder seine Abendandacht haben.“ Selbst wenn er es nur dachte, das Wort ‚Abendandacht‘ wurde von Matthes immer ziemlich abfällig benutzt. „Ob man jetzt auch beten kann? Nein! Bloß nicht schwach werden. Ich will von diesem Quatsch nichts

wissen. Das ist wirklich nur etwas für Schwächlinge und kleine Kinder. Wenn ich das bei meinen Eltern mehr sehen würde, was sie da immer erzählen, von ‚sich gegenseitig lieben‘ und so. Aber daheim haben wir doch genauso viel Streit wie alle anderen. Und immer behandeln sie mich ungerecht!“

Einige Zeit dachte Matthes noch darüber nach. Und er strengte sich an, sich an alle Ungerechtigkeiten seiner Eltern ihm gegenüber zu erinnern. Nein – wenn solche Eltern Christen waren, dann wollte er nichts davon wissen!

Schließlich schlief er etwas ein. Es war nur ein dumpfes Dahindämmern. Am Boden sitzend, die Hände am Rücken an ein Rohr gefesselt – da war an festen Schlaf nicht zu denken.

Matthes hatte normalerweise einen guten Schlaf, aber heute träumte er nur wirres unzusammenhängendes Zeug: Da kamen Computer mit riesigen Mäulern vor, die immer wieder nach ihm schnappen wollten und Wohnwagen, die mattschwarz lackiert waren. Er saß in einem solchen Wohnwagen, und draußen tanzten hunderte von Bettlern auf und ab, die immer mit ungeheuer großen Disketten nach ihm warfen, wenn er seinen Kopf aus dem Fenster steckte.

Matthes warf sich hin und her. Der Alptraum setzte ihm ganz schön zu. Auf einmal hörte er einen großen Knall. Zuerst dachte er, eine Diskette hätte den Wohnwagen zerstört, aber dann merkte er, daß der Knall gar nicht aus seinem Traum war.

Langsam kam er zu sich. Er saß schweißgebadet am

Boden. Er brauchte erst mal ein paar Sekunden, bis er wußte, wo er war und was geschehen war. Dann hob er seine Hände und suchte nach einem Lichtschalter. Seine Hände? „Aber ich war doch gefesselt?“ wunderte er sich. Schließlich hatte er den Schalter von einer kleinen Tischlampe gefunden. Licht flutete durch den Raum, und Matthes sah die Erklärung: Er hatte sich in seinem Alptraum so hin und her geworfen, daß das Rohr an einer schwachen Stelle gebrochen war.

Schnell machte er das Licht wieder aus, um nicht entdeckt zu werden.

Viele Gedanken strömten durch seinen Kopf: Natürlich freute er sich riesig, daß er endlich wieder frei war, aber jetzt wollte er vorsichtiger sein als vor ein paar Stunden im Golf. Noch einmal sollte der geheimnisvolle Mann ihn nicht mehr in die Finger bekommen. Nur zu gut konnte sich Matthes noch an den eisernen Griff erinnern, mit dem er festgehalten worden war.

Aber auf der anderen Seite war er hier vielleicht genau im Zentrum des Verbrechens. Überall standen die Rechner herum. Jeder konnte Beweismaterial beinhalten. Matthes überlegte, was er tun sollte: „Zur Polizei gehen, und nichts anfassen? – Aber wenn der Verbrecher merkt, daß ich abgehauen bin, und dann verschwindet?“

Zumindest sich noch einmal umschauchen wollte er.

„Womöglich finde ich gerade die gesuchte Diskette von CHEMO-TECH.“

Es war stockdunkel im Wohnwagen. Durch die kleinen Fenster mit den vorgezogenen Vorhängen gaben auch der Mond und die Sterne kein Licht. Zum Glück mußte Matthes nicht das große Licht anmachen. Das wäre doch riskant gewesen. Der Entführer durfte nicht merken, daß Matthes wieder frei war. Aber er hatte immer eine kleine Taschenlampe am Schlüsselbund. Sie gab zwar nicht viel Licht, aber das bißchen reichte ja auch schon.

Vorsichtig tastete sich Matthes im dünnen Lichtstrahl durch den kleinen Raum. Und was er hier jetzt noch einmal genauer ansah, verschlug ihm zum zweiten Mal den Atem. Vier moderne PC's standen da auf den wackeligen Tischchen. Alles neueste Entwicklung und sehr teuer. Daneben Drucker, Monitore und Kabel. Überall im Wagen liefen dicke Kabelstränge hin und her, daß man aufpassen mußte, um nicht zu stürzen. Auch etliche selber gelötete Schaltungen waren da an die Computer angeschlossen, von denen Matthes aber überhaupt nichts verstand.

Aber seine eigentliche Hoffnung wurde enttäuscht: keine Disketten, kein bedrucktes Computerpapier.

Einfach nichts, was ihm einen neuen Hinweis geben könnte.

Ein schneller Blick auf seine Armbanduhr, und Matthes war klar, daß es für ihn höchste Zeit war, den Wohnwagen zu verlassen. Er wollte nicht warten, bis der Fremde zurückkam, und seine Freiheit ein Ende hätte. Vorsichtig lauschte er, ob draußen



irgendein Geräusch zu hören wäre. – Nichts. Absolute Stille.

Mit dem Lichtstrahl seiner Taschenlampe suchte er die Klinke der Tür.

Da! Ganz leise und langsam drückte er sie runter. Langsam öffnete er die Tür, und dann ging alles ganz schnell: Wie ein Wiesel schlüpfte er durch den schmalen Spalt und rannte geduckt geradeaus. So-

fort hatte die Nacht mit ihrer Dunkelheit ihn fast unsichtbar gemacht. Flink sah er sich kurz um. Niemand schien seine Flucht bemerkt zu haben. Vor ihm war ein offenes Feld. Links die große Straße. Da konnte er leicht gesehen werden, wenn der Verbrecher doch in der Nähe war. Aber rechts von ihm war ein Wald. Da hinein rannte Matthes. Nach wenigen Sekunden schon schlugen die Äste hinter ihm zusammen, und er verkroch sich in einem kleinen Tannendickicht. Sein Atem ging heftig. Das Herz schlug schnell. Angestrengt horchte er. Ruhe. Wie vor einigen Sekunden, im Wohnwagen war nichts zu hören.

Noch ein paar Minuten wartete er dort im Unterholz. Dann machte er sich auf, den Weg zurück in die Stadt zu finden.

Aber bald spürte er in jedem Knochen, daß es schon drei Uhr Nachts war. Die Müdigkeit wurde immer stärker. Und fast noch schlimmer war, daß Matthes die Orientierung verloren hatte.

Er konnte sich einfach nicht mehr aus. Eine Wolke hatte sich vor den Mond geschoben, so daß die Nacht völlig finster war. Und zu dieser Zeit sah die Gegend einfach ganz anders aus als tagsüber.

„Was soll ich bloß machen? Ich würde mich am liebsten hinlegen – hinlegen – hinlegen ...“ Seine Gedanken drehten sich im Kreis. Er war fertig. „Hinlegen – schlafen – nur schlafen.“ Seine Gedanken kamen nur noch zögernd, als wenn er im Schlaf reden würde.

Den Stein hatte er einfach übersehen. Ein kurzes Stolpern, ein weicher Fall in die Wiese – dann blieb Matthes liegen. Er schlief in der Wiese, irgendwo vor der Stadt.

Die Explosion hatte alle Nachbarn aus dem Schlaf gerissen. Und dann die grellen Funken, die krachend in den ersten Momenten sprangen. Aufregung überall. Keiner hatte eine Ahnung, was los war.

„Das Licht geht nicht!“ war die nächste Überraschung. Alles war tot: kein Strom in der ganzen Siedlung am Drosselfeld.

Dann die Feuersirene und schon nach kurzer Zeit Martinshörner und Blaulicht. Überall sah man die blauen Schatten zucken. Feuerwehr, Polizei und Krankenwagen.

Was war geschehen?

Eine Bombe hatte einen großen Strommast gesprengt. Der Kurzschluß hatte die Siedlung vom Stromnetz getrennt.

Die Polizei begann die Leute zu befragen:

„Haben Sie irgendwelche verdächtigen Personen heute Abend gesehen?“

„Nein, tut mir leid. Wir haben niemand gesehen.“

„Nein. Da kann ich Ihnen leider nicht helfen.“

Aber ein paar Nachbarn hatten doch eine Person gesehen:

„Ja, heute Abend, so gegen elf Uhr, da ist ein junger Bursche hinten zum Mast gegangen. Er hat auch so einen komischen Kasten oder eine Kiste getragen.

Er hatte braunes Haar und war vielleicht einsachtzig groß. Wir hatten eine Grillparty heute Abend, deswegen waren wir noch im Garten. Aber viel erkennen konnte man bei der Dunkelheit nicht.“

Mit dieser Beschreibung zogen die Polizisten dann schließlich wieder ab.

Michaels Vater konnte einen dumpfen Verdacht einfach nicht loswerden: „Könnte es nicht sein, daß dieser Matthes doch recht hatte mit seinem Verdacht? Könnte es nicht sein, daß das schon der erste Anschlag des Bombenlegers war, und daß dieses Attentat mit dem Sprengstoff von CHEMO-TECH verübt wurde? – Was würde jetzt noch kommen, wenn tatsächlich ein gefährlicher Verbrecher im Besitz des Sprengstoffes war?“

4. Spielschulden

Es waren nur wenige Stunden gewesen, die Matthes schlief, bis ihn die Kälte des Bodens und das Licht der aufgehenden Sonne wieder aufweckte. Völlig steif und durchgefroren stand er langsam auf und räkelte sich. Erst langsam erinnerte er sich wieder an die Ereignisse des vergangenen Tages. Die Entführung, der Wohnwagen und wie er die Orientierung verloren hatte. All das kam ihm schnell wieder ins Gedächtnis. Als er sich in der Gegend umsah, war ihm sofort klar, wo er sich befand. Nichts mehr von der Verwirrung und Hilflosigkeit der vergangenen Nacht. Er hatte zwar noch ein gutes Stück Weg vor sich bis daheim, aber wenigstens wußte er, wo er war.

Schließlich kam er zu Hause an:

„Matthes!“ Mit einem Aufschrei stürzte seine Mutter zur Türe hinaus. Sie hatte ihn durchs Fenster kommen gesehen.

Sofort war auch der Vater zur Stelle. Alle drei lagen sich in den Armen.

„Was hast du nur gemacht?“

„Wo bis du gewesen?“

„Willst du etwas trinken? Hast du schon gefrühstückt?“

Seine Eltern überschütteten ihn mit so vielen Fra-

gen, daß er sie gar nicht auf einmal beantworten konnte.

Endlich saß er am großen Tisch in der Küche. Vor ihm stand ein dampfender Kakao und ein gutes Frühstück. In allen Einzelheiten mußte er erzählen, was sich am Abend bei CHEMO-TECH ereignet hatte, vom Golf, vom Wohnwagen und von seiner Flucht.

Dann gingen sie zu dritt zur Polizei und regelten die Angelegenheit dort. Noch einmal erzählte Matthes den Ablauf seines Erlebnisses.

Die Entschuldigung für die Schule wurde ihm von der Polizei ausgestellt. Richtig stolz war er auf sie. Das war dann doch mal etwas anderes als nur Grippe oder Masern.

Bei der Polizei mußte er noch die Verbrecherkartei durchschauen. Mehr als hundert Fotos starrten ihm von den kleinen Pappkärtchen entgegen. Vielleicht, so dachten sich die Polizisten, kann er ja einen Verdächtigen erkennen.

Aber leider hatten sie Pech. Der Verbrecher hatte den Schal so schnell vors Gesicht gezogen, daß Matthes in dem Dämmerlicht nichts erkennen konnte.

Es war schon Nachmittag, als sie endlich wieder nach Hause zurück kamen.

Ganz vorsichtig mußte er jetzt arbeiten. Der Mann an der Werkbank wußte: wenn er jetzt einen Fehler

machte, dann geht das ganze Haus in die Luft. Der Koffer war schon mit dem Sprengstoff gefüllt. Sauber lagen die Sprengstoffstangen da in Reih und Glied. Sorgfältig hatte er sie mit starkem Klebeband befestigt. Da konnte nichts verrutschen. Aber jetzt mußte noch der Zünder angebracht werden. Das war immer die heikelste Arbeit.

Ganz vorsichtig und mit viel Fingerspitzengefühl brachte er den Zünddraht an.

Jetzt noch den Draht mit der Batterie und der Elektronik verbinden. – Geschafft! Morgen mußte er nur noch die Bombe mit dem kleinen Schalter scharfmachen und ans Ziel bringen.

Hinter ihm flimmerten am Monitor des PC chemische Verbindungen und komplizierte Rechnungen. Auf dem kleinen Herd neben ihm stand ein Topf auf der Platte, in dem eine gelbliche dickflüssige Masse vor sich hin blubberte.

Daneben standen einige Papprollen, in denen dieselbe Masse gerade abkühlte.

„Gestern hat es ja auch ganz toll geklappt. Der Mast ist umgefallen, wie ein morscher Baum. Da wird es morgen auch werden. Und dann, endlich, werde ich reich. Nicht nur so ein bißchen aufsteigen und Karriere machen, nein, das große Geld will ich. Der Junge ist wirklich ganz brauchbar. Gestern hat er sich gar nicht dumm angestellt, als er die Bombe angebracht hat. Na ja, man muß halt seine Druckmittel haben ...“

Hämisch grinste der Mann.

Nach dem Mittagessen (es gab Fischstäbchen mit Kartoffelsalat, Matthes Lieblingsessen) fuhr er noch mal zum Baggersee. Er wollte einfach seine Ruhe haben und nachdenken.

„Habe ich irgend etwas übersehen? Gibt es nicht doch einen Hinweis, wer der Täter sein könnte?“ Matthes zermarterte sich sein Gehirn.

Dann kam er am See an. An derselben Stelle, an der Michael ihm zum ersten Mal von dem Überfall genaueres erzählt hatte, legte er sich in den feinen Sand.

Das war wirklich eine Überraschung, als nach einigen Minuten Michael kam. Er wollte genau dasselbe wie Matthes: alleinsein um nachzudenken. Beide fuhren sie dazu an ‚ihre‘ Stelle. Es war eine abgelegene kleine Bucht. Nur wenige Menschen kamen sonst hierher, und in den letzten Monaten waren sie oft hier gewesen. Es war ihre Lieblingsstelle am See geworden.

Das gab natürlich ein großes Hallo, als sie sich sahen. Michael hatte sich den ganzen Tag über schon große Sorgen um Matthes gemacht.

„Los, komm. Du mußt mir gleich alles genau erzählen, was passiert ist!“ bedrängte er seinen Freund, und der erzählte zum dritten Mal seine Erlebnisse. Gebannt hörte Michael zu. Auch wenn er sich ziemlich sicher gewesen war, daß Matthes von dem Dieb entführt worden war, daß es so aufregend würde, hätte er nie gedacht.



Dann erzählte Michael seinem Freund von dem anderen Vorfall gestern Abend: von dem Bombenanschlag auf den Telefonmast.

„Die Leute dort haben gesagt, daß der Typ gegen elf Uhr mit dem Kasten zum Mast gegangen ist?“ verwisserte sich Matthes noch einmal.

„Ja genau!“

„Dann müssen es also mindestens zwei sein: Der eine war um elf noch bei mir. Der ist erst um halb zwölf wieder gefahren. Währenddessen hat der andere die Bombe angebracht.“

„Zwei Bombenleger in der Stadt ...“, mit belegter Stimme traf Michael diese Feststellung. „Man hat übrigens Fingerabdrücke von dem Bombenleger gefunden. Auf dem Polizeipräsidium wurden sie dann im Computer mit den bekannten verglichen – aber leider umsonst. Sie waren noch nicht registriert.“

Die beiden unterhielten sich einige Zeit, dann fuhren sie zurück in die Stadt.

Es war einfach schön, nach der vergangenen unruhigen Nacht wieder zusammen zu sein. So fuhren sie einige Zeit durch die alten Gassen ihrer Stadt.

„Da vorne, das ist doch der Bernd, oder?“ fragte Michael auf einmal. Matthes beobachtete den jungen Mann vor ihnen genauer. Etwa hundert Meter weiter ging er eilig die Straße entlang. Dann bog er in ein Haus auf der rechten Seite ein.

Langsam fuhren die beiden Freunde die Straße weiter hinab. Dann sahen sie das Gebäude, in dem der junge Mann verschwunden war.

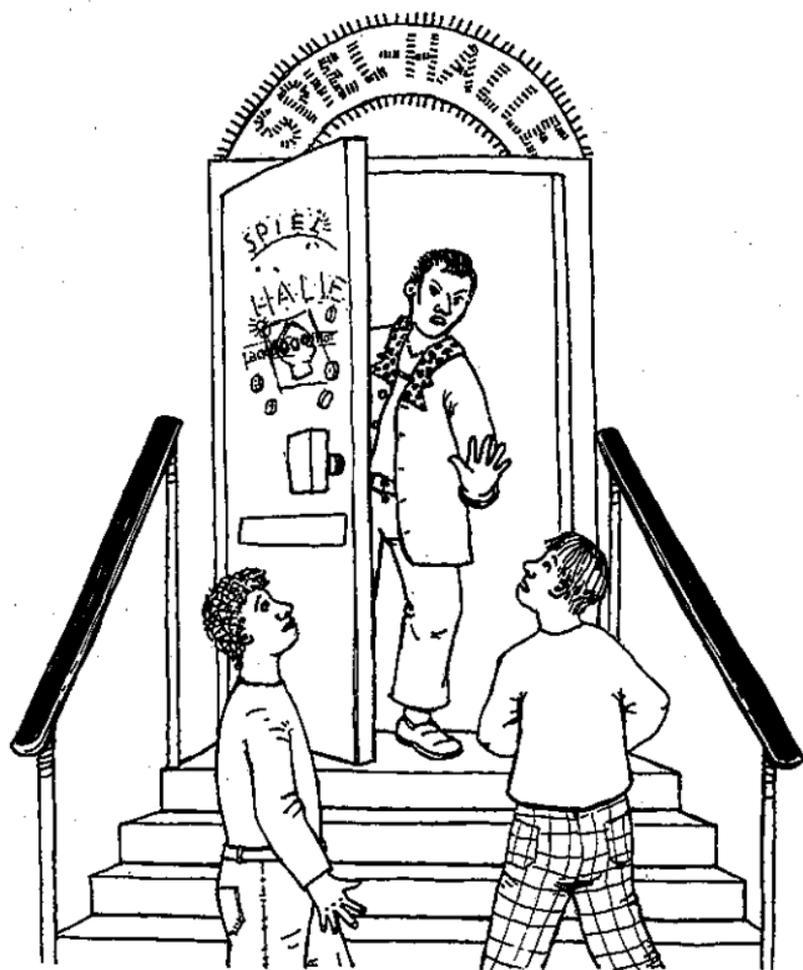
„Eine Spielhölle!“ Matthes sah Michael fragend an.

„Kein Zutritt für Jugendliche unter 18“ stand in dicken roten Buchstaben auf einem Pappschild neben der Tür.

„Komm, wir schauen mal. Wir müssen halt aufpassen, daß er uns nicht sieht“, forderte er Michael auf. Vorsichtig mußten sie schon sein, denn hier wollte keiner von ihnen gerne Bernd begegnen.

Forsch ging er auf die Tür zu. Aber es kam gar nicht so weit:

„Was wollt ihr denn hier? Los, haut bloß ab. Wenn ihr 18 seid, dann könnt ihr wiederkommen!“ Rau und brutal klang die Stimme des Türstehers.



Rauchige Luft, überall das Gedudel der Spielautomaten, düsteres Licht. Es war keine schöne Atmosphäre in der Spielhölle. Aber Bernd – er war es wirklich gewesen – interessierte sich überhaupt

nicht für diesen Raum. Schnell ging er an der Bar vorbei. Alkoholfreie Getränke zu bestellen wäre hier sicher nur mit einem mitleidigen Grinsen beantwortet worden. Die gut verborgene Tür am hinteren Ende des Zimmers war sein Ziel. Sie war sehr unauffällig in die Wand eingebaut, und ein Fremder hätte sie bestimmt nicht bemerkt.

Schnell öffnete Bernd sie und schlüpfte ins Hinterzimmer. Hier war es wesentlich leiser. Nur noch gedämpft hörte man das Gepiepse der Automaten. Die Luft war aber genauso mit Rauch verpestet wie im Zimmer vorher. Ein Tisch stand in der Mitte des kleinen Zimmers. Darüber hing eine verstaubte grüne Lampe. Langsam zogen die Rauchschwaden durch den Lichtkegel.

„Du hast lange gebraucht!“ stellte der Mann fest, der an dem Tischchen saß.

Es klang nur wie eine Feststellung, aber Bernd wußte, daß er jetzt eine sehr gute Entschuldigung brauchte, sonst würde er Ärger bekommen.

„Um sicher zu sein, daß mir niemand folgt, bin ich einen Umweg gegangen.“

„Hat gestern Abend alles geklappt?“ fragte der Mann. Seine Stimme klang hart. Ein Mann, der keine halben Sachen macht und auch keine Fehler duldet – das war Bernd klar.

„Ja, alles in Ordnung. Ich glaube, keiner hat mich gesehen. Und der Mast ist ja umgefallen wie ein

Streichholz.“ Bernd versuchte ein zufriedenes Lachen, aber in der Gegenwart dieses Mannes blieb es ihm immer im Hals stecken.

„Du glaubst? Weißt du es nicht sicher, ob dich jemand gesehen hat oder nicht? – Du bist wirklich ein Versager!“ brauste der Mann auf.

„Hast du wenigstens Handschuhe angehabt?“ schrie er Bernd an. Drohend überschlug sich seine Stimme.

„Ich, also ähmm ...“ Bernd brachte nur noch wirres Gestammel heraus.

„Du bist doch der letzte Idiot! Mach so einen Job nie wieder ohne Handschuhe, und paß gefälligst auf, ob jemand zuschaut, wenn du eine Bombe anbringst. Da können jetzt überall deine Fingerabdrücke sein!“

Der Mann rauchte ein paar Züge an seiner großen Zigarre. Zwischen den beiden stieg der graugelbe Qualm der Zigarre im Lampenschirm auf.

„Du kannst jederzeit aufhören, wenn du willst. – Aber zuerst bezahlst du mir meine 12000 Mäuse. Klar?“ Höhnisch sprach der Mann diese Worte. „Man sollte halt keine Spielschulden machen, die man sich nicht leisten kann. Den Koffer hier“, der Mann zeigte auf einen schwarzen Aktenkoffer neben sich, „wirst du jetzt gleich in eurer Schule neben das Lehrerzimmer stellen. Aber geh vorsichtig damit um und sieh zu, daß dich niemand dabei sieht! – So, und jetzt verschwinde!“

Mit einer Handbewegung, mit der man normalerweise eine lästige Fliege verscheucht, wurde Bernd entlassen.

Schnell verschwand der wieder durch die Tür.

Dabei hatte alles so gut angefangen: Durch einen älteren Freund war er zum ersten Mal in das Hinterzimmer eingeladen worden.

„Das ist was für wirkliche Männer“, hatte der ihm damals gesagt. „Da werden keine Waschlappen reingelassen!“ Und Bernd war gekommen. Man hatte Poker gespielt und andere Glücksspiele. Zuerst hatte es auch ganz gut ausgesehen. Bernd hatte ein paar Mal gewonnen, ein paar Mal verloren. Das war noch schön gewesen. Aber bald verlor er nur noch, und er ließ sich die Schulden anschreiben. „Das gewinnst du schon wieder! Komm, jetzt nur nicht aufhören. Du wirst doch kein Feigling sein?“ so hatten sie ihn damals angestachelt.

Und jetzt? Jetzt hatte er über 12000 Mark Schulden bei dem Mann. „Und wenn ich nicht gehorche und folge, dann geht es mir schlecht.“ Das war Bernd völlig klar.

Ein gebrochener Arm, oder ein kaputtes Gesicht, das bekam man sehr schnell von dieser Sorte Menschen, wenn man nicht spurte.

„Wenn ich nur wüßte, was in dem Koffer ist. Etwa wieder eine Bombe? Will er uns alle in die Luft sprengen?“

Der Mann nahm noch einige tiefe Züge von seiner Zigarre. „Alles hatte wirklich perfekt angefangen: Der Überfall auf CHEMO-TECH, die Sache mit dem PC und gestern der Mast. Aber warum mußte sich der Junge so dämlich anstellen? Hoffentlich hat ihn wirklich niemand gesehen, sonst muß ich ihn irgendwie zum Schweigen bringen.“

Entschlossen stand er auf und verließ den Raum. Er ging aber nicht durch die versteckte Tür in den Automaten-Raum, sondern er verschwand durch eine zweite Tür, von der auch Bernd nichts wußte, auf den Hinterhof. Er wollte nicht in so einem Haus gesehen werden.

Dort wartete schon sein schwerer BMW. Schwarz und teuer sah das Auto aus, in das er jetzt einstieg und davonfuhr.

Der Mann fuhr gleich zu CHEMO-TECH. Der Pförtner öffnete ihm die Tür.

„Guten Tag, Herr Finkling!“ grüßte er höflich den Ankommenden.

In seinem Büro angekommen, befahl er seiner Sekretärin: „Ich möchte jetzt von niemanden gestört werden. Wirklich von niemanden, klar?“

Dann schloß er die Tür ab. Er ging auf sein Regal zu und nahm die Diskette aus ihrem Versteck.

„Überall suchen sie nach dieser Diskette. Alles hat die Polizei hier schon durchsucht, aber sie haben sie

doch nicht gefunden. Nein. Ich lasse sie hier im Büro. Hier im Versteck ist sie am sichersten, da vermutet sie keiner.“

„Fräulein Seebert! Können sie mir bitte die heutige Zeitung geben?“ fragte er seine Sekretärin kurz darauf.

Er haßte es, an einem Tag nicht die Zeitung zu lesen, aber heute hatte er so viel zu tun gehabt, daß er bisher noch nicht dazu gekommen war.

Er schlug die Zeitung auf, und bis zum Lokalteil las er nichts übermäßig Interessantes. Aber dann kam der Artikel über den Bombenanschlag gestern auf den Strommast. Und was er dort las, das traf ihn fast wie ein Schlag:

Gestern gegen elf Uhr beobachteten die Anwohner am Drosselfeld, wie ein junger Mann mit einer Kiste oder einem Koffer zu dem Strommast ging. Die Polizei vermutet, daß es sich dabei um den Täter handelt. Es wurden auch Fingerabdrücke in der Gegend gefunden. Die Polizei nimmt an, daß sie der besagten Person gehören.

Hier nun eine Beschreibung des Mannes:

- etwa 1,80m groß
- jung (nicht älter als 25)
- braunes Haar
- er trug einen Aktenkoffer oder eine Kiste dieser Größe.

Sachdienliche Hinweise bitte an die örtliche Polizei.

„Man hat ihn also doch beobachtet. Und Fingerabdrücke haben sie auch. Wie kann man sich nur so blöd anstellen?“

Aufgeregt ging er in seinem Büro auf und ab. „Irgendwie muß ich dieses Problem lösen und zwar bald. Hoffentlich schafft er es morgen mit der Bombe ordentlich. Sonst ist alles verloren.“

Am Abend wurde bei Matthes daheim wieder die Abendandacht gehalten. Er war wie meistens nicht so ganz bei der Sache. Viel schöner wäre es jetzt am Computer das Spiel noch einmal durchzuspielen. Aber er mußte eben ruhig sein und möglichst interessiert aussehen.

Schließlich war auch die Andacht vorbei, und Matthes konnte endlich verschwinden.

Als er auf seinem Zimmer ankam, schaltete er sofort seinen Computer ein, lud das Spiel und versuchte es wieder. Alles hatte er schon abgesucht. Alles ausprobiert. Aber er konnte den Schlüssel einfach nicht finden.

„Es ist fast genauso wie in der Wirklichkeit: Bei CHEMO-TECH suchen wir eigentlich auch den ‚Schlüssel‘ zu dem Verbrechen. Wer ist der Täter? Wo ist die Lösung? Und wenn wir wissen, wer der Täter ist, können wir auch die Bombengefahr für unsere Stadt beseitigen. Genau wie im Spiel. Da

brauche ich auch den Schlüssel, um die Bombe der Terroristen zu entschärfen.“

5. In der Schule

Der Schultag begann für Matthes und Michael wie jeder andere auch. Keine besonderen Ereignisse während der ersten beiden Stunden. Was sollte man aber auch von Mathe und Geschichte schon groß erwarten können?

Gegen halb zehn klingelte dann das Telefon im Sekretariat:

„Hier spricht der Mann, der den Diebstahl bei CHEMO-TECH verübt hat. Ich habe auch vorgestern den Telefonmast gesprengt. Um Punkt zehn Uhr wird an Ihrer Schule eine Bombe hochgehen! Dies ist kein Scherz! Es ist die letzte Warnung.“

Klick!

Dann war Stille in der Leitung. Ein paar Sekunden saß die Sekretärin regungslos da, dann rannte sie ins Direktorat.

Ohne anzuklopfen stürmte sie herein. Der Direktor sah etwas verblüfft auf, aber als die Sekretärin ihm dann von dem Anruf erzählte, sprang auch er erregt auf.

Gleich nach dem Anruf in der Schule läutete auch bei der Polizei und der Feuerwehr das Telefon, und der unheimliche Anrufer überbrachte auch dort dieselbe Botschaft.

Innerhalb weniger Minuten war die ganze Stadt vom Geheul der Sirenen und der Martinshörner erfüllt.

In der Schule hörten alle gleich darauf die Durchsage des Direktors:

„Achtung! Achtung! Dies ist eine wichtige Durchsage! Alle, die sich im Schulhaus befinden, begeben sich sofort geordnet in den Franz-Josef-Park hinter der Schule! Es darf niemand im Schulhaus zurück bleiben!“

Der Franz-Josef-Park war ein kleiner Park etwa 500 Meter hinter der Schule. Es war der einzige Platz, wo man alle Schüler geordnet unterbringen konnte.

Dann rief der Direktor die Polizei, Feuerwehr und das Krankenhaus an. Von denen erfuhr er auch, daß der Bombenleger sie schon verständigt hatte.

Nach wenigen Minuten kamen auch schon die ersten Einsatzfahrzeuge der Polizei und der Feuerwehr an.

„Um Viertel vor zehn muß die Schule restlos geräumt sein! Bis dahin werden die erste und die zweite Einsatzgruppe der Polizei und der dritte Zug der Feuerwehr das Haus durchsuchen, ob sich noch jemand darin befindet! Wenn sie etwas finden, was die Bombe sein könnte, rühren sie es auf keinen Fall an, sondern teilen sie es mir sofort mit!!!“ brüllte der Einsatzleiter durch sein Megaphon.

Die Polizisten und die Feuerwehrleute schwärmten aus. Systematisch wurde jeder Raum, jeder Winkel des Gebäudes und jeder Quadratmeter des Geländes durchsucht.



Währenddessen wurde draußen die Straße abgesperrt. Die Schüler mußten sich klassenweise aufstellen und wurden von ihren Lehrern durchgezählt.

Von der Polizeidirektion wurden sofort zwei Sprengstoffexperten aus der benachbarten Polizeischule bestellt. Auch Michaels Vater wurde gleich alarmiert.

Mit großen schwarzen Dienstwagen kamen sie angebraust.

9.43 Uhr: Alle Schüler und Lehrer befanden sich im Park. Nur noch Polizei und Feuerwehr war im Gebäude.

9.45 Uhr: Die Schule wurde auch von Polizisten und Feuerwehrleuten verlassen.

9.46 Uhr: Die beiden Sprengstoffexperten gingen in die Schule, um die Bombe zu suchen und wenn möglich zu entschärfen.

Es hatte zwar keiner der Beamten etwas Verdächtiges gefunden, aber vielleicht hatten diese Fachleute mehr Glück.

Sie trugen in der Hand elektronische Meßgeräte und an der Leine hatten sie einen Schäferhund, der aufs Sprengstoffsuchen abgerichtet war. Besonders auffallend war auch der große schwere Helm mit dem schußsicheren Visier und die kugelsicheren Jacken und Hosen. Beides sollte bei einer eventuellen Explosion die Männer schützen – aber wie sicher war es dann wirklich?

Alle Schüler und Lehrer hatten ihre Koffer und Schultaschen im Gebäude zurückgelassen. Das erschwerte die Suche natürlich. Aber sonst wäre das Gedränge an den Türen noch schlimmer gewesen.

Die beiden Experten suchten möglichst schnell und dabei so genau wie möglich Zimmer um Zimmer ab.

Mit ihren Meßgeräten gingen sie auf Koffer und

Taschen zu, aber kein Piepsen, kein Zeigerausschlag meldete etwas Verdächtiges.

Auch der Hund schnüffelte am Boden und an den Mappen, ohne eine heiße Spur zu finden.

9.50 Uhr: Immer noch kein Hinweis, wo die Bombe versteckt sein könnte. Das Erdgeschoß war schon durchsucht. Das Lehrerzimmer, vor das Bernd den Koffer gestellt hatte, lag im ersten Stock.

„Wenn wir in den nächsten drei Minuten nichts finden, dann verschwinden wir. Entschärfen schaffen wir sonst eh nicht mehr“, sagte der eine Experte zu seinem Kollegen.

9.51 Uhr: Das Zimmer wird verlassen und das nächste durchsucht. Schultaschen, Jacken und Bücher in einem wilden Chaos. Schnell wird alles abgesucht.

9.52 Uhr: Da! eine verdächtige Schachtel. Der eine Mann untersucht sie genau mit dem Meßgerät, aber nichts ist zu sehen. Auch der Hund kann nichts riechen. Weiter!

Noch ein Zimmer bis zum Lehrerzimmer.

9.53 Uhr: Das nächste Zimmer ist ein kleiner Raum. Hier war davor kein Unterricht. Darum ist es leer. Schnell haben die Männer es durchsucht. Auch hier keine verdächtige Spur.

Das nächste Zimmer ist das Lehrerzimmer.

9.54 Uhr: Bernd hat den Koffer in einer Nische gut versteckt. Er fällt kaum auf. Vielleicht werden die Männer ihn beim Rausgehen sehen. Im Lehrerzimmer viele Koffer und Taschen. Ein heilloses Durcheinander.

„Los, Beeilung! Ihr müßt verschwinden! Nur noch sechs Minuten“, quakt es kurz darauf aus ihrem Funkgerät. Die Männer erkennen, daß die Zeit um ist. Schnell laufen sie durch die Gänge. Bei einer Bombe kann man nie wissen, wie genau der Zeitzünder eingestellt ist.

Draußen vor der Schule Aufatmen, als die Männer endlich aus dem Gebäude kommen.

„Achtung! Achtung! Sofort alle Personen einen Sicherheitsabstand von mindestens 200 Metern einnehmen. Das Gelände sofort räumen! – Ich wiederhole: Sofort das Gelände räumen!“ blechern und sehr laut dröhnt die Stimme des Einsatzleiters aus dem Lautsprecher über den Platz. Schnell ziehen sich alle zurück.

Da liegt sie jetzt, die Schule. Sie sieht aus wie immer. Aber rings herum ein Aufgebot an Feuerwehr, Polizei und Rotem Kreuz.

9.58 Uhr: Die Anspannung wächst von Augenblick zu Augenblick. Die Menschen liegen da, beobachten die Sekundenzeiger ihrer Uhren. Tick – Tick – Tick. Noch 110 Mal. Noch 100 Mal.

Die Verantwortlichen der einzelnen Einsatzgrup-

pen halten über Sprechfunk miteinander Kontakt. Und dann in allen Köpfen die Frage: „Ist alles bloß ein Trick, der Bluff eines Spinners, oder ist da drin wirklich eine Bombe?“

10.00 Uhr: Immer noch ist nichts passiert. Noch weiter warten, ausharren.

10.03 Uhr: Langsam der Gedanke: „Wie lange sollen wir noch warten, bis wir wieder in die Schule können? Wie lange kann noch Gefahr bestehen?“

Da – auf einmal eine ohrenbetäubende Explosion. Es war passiert. Glas splittert. Schreie vor Angst. Kreischen. Dort oben: Flammen schlagen aus dem ersten Stock. Hellgelb. Und immer wieder Krachen und Knirschen, als ob etwas einstürzt.

Gleich darauf heulen die Martinshörner auf.

„Feuerlöschzüge eins, zwei und drei sofort auf den Schulhof. Löschen sofort beginnen!“ brüllt wieder das Megaphon. Über Funk werden schnell Anweisungen gegeben. Die ganze Umgebung ist von hin und her hetzenden Menschen erfüllt.

Dann schießen auch schon aus den Schläuchen der Feuerwehr armdicke Wasserstrahlen ins Feuer.

Matthes und Michael blieben noch einige Zeit stehen und sahen bei der Arbeit der Feuerwehr zu. Dann wurden sie von der Polizei und den Lehrern nach Hause geschickt.

Nur widerwillig und nach mehrmaliger Aufforderung gingen sie endlich.

Auf dem Heimweg gab es natürlich nur ein Gesprächsthema: „Wer hat die Bombe gelegt?“

Sie diskutierten verschiedene Möglichkeiten, aber sie fanden keinen Verdächtigen.

Ganz klar, daß Matthes zu Hause alles ganz genau erzählte. Seine Mutter war schlichtweg entsetzt. Daß so etwas ihrem Sohn passieren mußte. „Jetzt ist er erst entführt worden, und heute beinahe in die Luft gesprengt ...“

Für Matthes war das Ganze mehr ein spannendes Abenteuer gewesen. Und außerdem war Unterricht ausgefallen. Bis zum Mittagessen war es noch ein bißchen Zeit, und so setzte er sich noch an seinen Computer.

Gleich war das Spiel wieder geladen und schon strahlte das Titelbild vom Bildschirm: eine Stadtkulisse mit einer Bombe im Vordergrund.

„TERROR-BOMB“ flimmerte der Titel in Laufschrift über das Bild, „written by Bernd Jensen 1985“ kam der Copyright-Vermerk des Autors, genau wie bei jedem Spiel. Aus dem Lautsprecher piepste ein quietschiges Musikstück.

Dann begann das Spiel. Auf einmal durchfuhr es Matthes. Er sprang auf und rannte zur Haustür.

„Ich muß noch mal fort“, rief er seiner Mutter in

der Küche zu, und bevor sie etwas antworten konnte, war er schon weg.

Mit aller Kraft trat Matthes in die Pedale. In halsbrecherischer Fahrt schoß er durch die Gassen. Dann war er an seinem Ziel angekommen: bei Michael Zuhause.

„Los, Michael! Komm schnell! Ich muß dir dringend etwas sagen“, keuchte er noch völlig erregt, als der endlich an der Tür unten erschien. Und gemeinsam ging die wilde Fahrt weiter. Das Ziel war der Baggersee. Hier war einer der wenigen Plätze, wo man wirklich ungestört war.

Michaels Spannung stieg immer mehr. „Was wollte Matthes bloß wieder? Warum macht der so ein Getetze, jetzt kurz vor dem Mittagessen?“

Aber Matthes sagte nichts.

Erst als sie am Baggersee in ihrem versteckten Platz allein waren, erklärte er: „Ich hab's! Ich weiß, wer bei CHEMO-TECH eingebrochen hat, wer den Strommast gesprengt hat und wer die Bombe in der Schule gelegt hat!“

Triumphierend strahlte er seinen Freund an.

Dem stand der Mund nur noch offen. „Los erzähl schon. Wer war's?“ fragte er voller Interesse.

Das war es also gewesen: Eine Bombe hatte er in der Schule verstecken müssen. „Wenn sie mich jetzt

erwischen, dann bin ich dran. Das ist noch viel schlimmer, als einen Strommast zu sprengen.“

Der Angstschweiß stand Bernd auf der Stirn. Er saß Daheim in seinem kleinen Zimmer, die Stereoanlage laut aufgedreht. Er überlegte fieberhaft, wie er bloß wieder von diesem Typ in der Spielhölle wegkommen könnte.

„Jetzt muß ich eh gleich wieder hin. Um zwölf hat er gesagt, und keine Minute später.“ Sorgenvoll machte er sich auf den Weg, die schmale Gasse hinunter. Noch einmal schaute er sich um, ob auch keiner ihn verfolgte. Dann stand er auch schon in dem düsteren Raum mit den Automaten. Buntes Licht flimmerte im ganzen Raum, es roch nach Bier und kaltem Rauch.

Schnell ging er in den Hinterraum. Dort saß auch schon der Mann. Eine Zeitung lag vor ihm aufgeschlagen. Bernd setzte sich schweigend. Er erwartete, daß der Mann mit dem Anschlag in der Schule zufrieden sein würde. Doch –

„Sie haben dich gesehen.“ Das war alles, was der Mann sagte. Kein Wort über das Geschehen in der Schule.

Bernd begann zu zittern. „Wer hat mich gesehen? Was soll jetzt werden?“

Dann schob der Unbekannte ihm die Zeitung über den Tisch. Bernd begann zu lesen:

Gestern gegen elf Uhr beobachteten die Anwoh-

ner am Drosselfeld, wie ein junger Mann mit einer Kiste oder einem Koffer zu dem Strommast ging ...

Dann las er noch die Personenbeschreibung, die genau auf ihn paßte.

Bernd wurde bleich. Die Schweißperlen auf seiner Stirn glänzten im grünen Licht der Lampe.

„Ich möchte, daß so etwas nie wieder passiert. Ist das klar?“ sagte der Mann mit schneidender Stimme. Sein Blick war genau auf Bernds Augen gerichtet. Bernd meinte, er müsse im Boden versinken.

„Ja, ja ...“ war alles, was er mit dünner Stimme stammeln konnte. Er konnte seinen Kopf nicht heben und dem Mann in die Augen schauen. Er konnte ihm einfach nicht mehr sagen, daß er aufhören wollte, daß er nicht mehr mitmachen wollte. Er hatte nur noch Angst.

„Und jetzt hau ab!“ Kalt war die Stimme des Unbekannten. Bernd taumelte aus dem Zimmer und aus dem Haus. Auf der Straße mußte er sich erst einmal gegen die kühle Hauswand lehnen und ganz tief durchatmen, ehe er weitergehen konnte.

„Sie haben eine Personenbeschreibung und Fingerabdrücke. Jetzt wird die Polizei mich sicher sofort festnehmen. Ganz bestimmt kommen sie morgen. Oder sogar heute noch. Ich muß weg – weg – weg.“ Dieses Wort dröhnte in Bernds Kopf. Nur noch diesen einen Gedanken konnte er fassen.

Dann rannte er los, nach Hause um alles vorzubereiten.

„Bernd war's!“ sagte Matthes voller Stolz in der Stimme. „Er hat den Einbruch gemacht und die Bomben gelegt.“

„Deeer?“ fragend sah Michael seinen Freund an. „Das verstehe' ich nicht. Warum ausgerechnet der?“

„Schau, die Beschreibung für den Täter vom Strommast paßt genau auf Bernd. Wie die Faust aufs Auge. Und dann heute: Ich habe bemerkt, daß er sich ganz seltsam benommen hat. Als ob er vor etwas Angst hat. Und als dann die Durchsage kam, daß wir raus müssen, da war er schon unten an der Tür. Er hat es gewußt, daß es gefährlich wird.“

„Und der Überfall? Wie soll er den gemacht haben?“ fragte sein Freund.

„Den muß er ja gemacht haben, wie sollte er sonst an den Sprengstoff kommen? Vielleicht hat er einen Schlüssel nachgemacht, oder so.“

Beide saßen einige Zeit schweigend am Ufer. Dann sprang Matthes auf, und rief: „Los, wir fahren jetzt gleich zu ihm hin und stellen ihn!“

Michael wollte eigentlich widersprechen, aber sein Freund war so im Tatendrang, daß er gar nichts mehr hörte. Da schwang sich auch Michael schnell auf sein Rad und fuhr hinter seinem Freund her. Ihm kam das alles nicht so logisch und richtig vor.

Schnell fuhren die beiden durch die Stadt, und so dauerte es nicht lange, bis sie bei Bernd Daheim waren.

Matthes läutete. Da kam auch schon Bernd die Treppe herab.

„Was wollt denn ihr?“ fragte er verwundert.

„Du warst es! Du hast bei CHEMO-TECH eingebrochen und die Bomben gelegt. Du warst es“, fing Matthes sofort an. Michael versuchte seinen Freund zum Schweigen zu bringen, und ihn wegzuziehen.

„Deine Beschreibung ist ja auch in der Zeitung“, fing Matthes schon wieder an.

Bernd wurde kreidebleich. Er schwankte und mußte sich festhalten. Dann verzerrte sich sein Gesicht, und er schrie: „Haut bloß ab! Los, verschwindet, oder ich hole die Polizei!“ Seine Stimme klang schrill und überschlug sich immer wieder. Dann nahm er eine Schaufel, die neben ihm stand, und lief damit auf die beiden zu. Schotter spritzte auf, als sich das Metallblatt der Schaufel direkt neben Matthes Rad in den Boden eingrub.

Das war genug. Umdrehen und abhauen war die einzige Chance.

Als sie wieder in Sicherheit waren, fuhren sie langsamer. Sie radelten zurück zum Baggersee.

An ihrem Versteck angekommen, legten sie sich in

den feinen Sand am Ufer und unterhielten sich über das merkwürdige Verhalten von Bernd. Langsam wurden sie innerlich ruhiger, und es wurde noch ein schöner Nachmittag.

Ziemlich genau zur selben Zeit wurde im Polizeipräsidium ein verschlossener Briefumschlag für Michaels Vater abgegeben. Der Unbekannte verschwand sofort wieder, ohne daß man Name oder Adresse wußte.

Als Michaels Vater den unbeschriebenen Umschlag öffnete, lag darin ein mit Schreibmaschine beschriebener Bogen Papier:

Heute habe ich Sie noch gewarnt.

Aber wie wäre es, wenn das nächste Mal keine Warnung kommt, wenn in der Schule oder im Supermarkt eine Bombe liegt?

Oder was halten Sie von einer Autobombe mitten im Stadtzentrum?

Ich will eine Million! – 1.000.000 DM und keine Mark weniger, wenn nichts passieren soll!

Sie hören wieder von mir.

6. Der Name

Michael war bei Matthes zu Besuch. Gemeinsam saßen sie in seinem Zimmer. Eben noch hatte Matthes seinem Freund seinen Computer vorgeführt, und jetzt unterhielten sie sich. Sie sprachen über alles Mögliche. Über die Lehrer, ihre Klassenkameraden und über ihre Familien. Besonders das Thema Familien war sehr interessant: Jeder der beiden fand die Eltern des anderen viel besser als seine, und die eigenen ziemlich schwierig.

Dann stellte Michael die Frage, die für die Lösung dieses Kriminalfalles so wichtig sein sollte. Er wußte es nur noch nicht. Es war einfach eine ganz normale Frage, als er sich an seinen Freund wandte:

„Du Matthes, woher kommt eigentlich dein Name? Ich hab' diesen Namen noch nie gehört. Ist das eigentlich ein richtiger Name oder bloß ein Spitzname?“

Matthes sah seinen Freund verwundert an. „Daraüber habe ich mir auch noch nie Gedanken gemacht. Ich weiß es auch gar nicht. Komm, fragen wir doch mal meine Mutter. Die wird's schon wissen.“

Und so gingen sie in die Küche und fragten Matthes' Mutter.

Die war gerade beim Abtrocknen. Da hatte sie erstens ein bißchen Zeit und zweitens war sie gerade in Erzähllaune:

„Kommt, setzt euch mal dort an den Küchentisch. Dann erzähle ich euch die Geschichte.“

Die Mutter trocknete sich noch die Hände an der Schürze ab und begann zu erzählen:

„Der Name ‚Matthes‘ ist eine Kurzform von Matthäus. Als wir dich so genannt haben, dachten wir weniger an den Evangelisten, sondern vor allem an deinen Urgroßvater.

Der Großvater deines Vaters ist so um 1870 geboren. Sein Vater war Lehrer in einer kleinen Stadt bei Nürnberg. Eigentlich sollte der Sohn auch Lehrer werden. Als er dann an die Universität nach München geschickt wurde, hat es ihm aber überhaupt nicht gefallen.

Er hat das Studium nach einigen Monaten abgebrochen. Dein Urgroßvater war nicht dumm, wirklich nicht, aber er hatte einfach keine Lust zum Lernen. Er hat dann eine Lehre in einer Bank angefangen, aber die Arbeitskollegen dort waren kein guter Umgang für ihn. Von ihnen hat er das Spielen und das Trinken gelernt. Zuerst hat er nur um kleine Geldsummen gespielt, aber im Lauf der Zeit wurde es immer mehr. Immer größere Geldbeträge mußten eingesetzt werden, um nicht als Feigling und Versager zu gelten. Und je größer die Schulden wurden, desto mehr trank er auch. Aber das löste die Probleme erst recht nicht. Schließlich wußte er keinen anderen Weg mehr: Er brach in ein kleines Geschäft ein. Aber die Polizei erwischte ihn, und er kam ins Gefängnis.

Sein Leben war ruiniert: das Studium abgebrochen, den Arbeitsplatz verloren und auch noch im Gefängnis. Er hätte sich wahrscheinlich umgebracht, wenn er dazu die Gelegenheit gehabt hätte.

Es war ein Sonntag. Dein Urgroßvater war schon einige Monate im Gefängnis, und er wußte gerade nichts Besseres zu tun, also ging er in die kleine Kapelle. Dort hielt der Gefängnispfarrer den Gottesdienst. Eigentlich hatte dein Urgroßvater nichts mit dem Glauben am Hut, aber was sollte er sonst tun?

Der Pfarrer predigte über das Gleichnis von dem verlorenen Schaf.⁶ Darin erzählt Jesus von einem Hirten, der die neunundneunzig Schafe im Stall zurückläßt, weil er gemerkt hat, daß ein einziges Schaf fehlt. Es hat sich irgendwo verirrt. Und deswegen macht sich der Hirte auf den Weg, um es zu suchen.“

Matthes' Mutter machte eine kurze Pause. Gespannt saßen die beiden Jungen da und hörten zu.

„Ich weiß das deswegen so genau, weil dein Urgroßvater das in seinem Tagebuch aufgeschrieben hat, und das hat er uns hinterlassen.“

Diese Predigt hat ihn völlig getroffen. Daß Gott sich um ihn, um einen so schlechten Menschen kümmert, das hätte er nie gedacht. Der Pfarrer hat damals gesagt, daß jeder Mensch so ein verlorenes

⁶ Dieses Gleichnis steht im Lukasevangelium 15,3-7.

Schaf ist, daß er von Geburt an von Gott getrennt ist. Und es liegt jetzt an uns, ob wir uns von Gott finden lassen. Er hat seinen Sohn auf diese Erde geschickt. Der ist für unsere Schuld am Kreuz gestorben. Und jetzt kann jeder Mensch von ihm, wie das verlorene Schaf, zurückgebracht werden.

Und dann hat der Pfarrer noch gesagt, daß ein Leben mit Jesus dann nicht mehr kaputt und schlecht sein muß, sondern daß Jesus uns ein wirklich schönes Leben schenken will. Das hat deinen Urgroßvater am meisten beeindruckt.

Er ist dann in seine Zelle zurückgebracht worden, aber das Gehörte hat er nicht mehr vergessen. Auch während der nächsten Woche dachte er immer wieder daran. Und am Freitag nach diesem Gottesdienst hat er sich dann für Jesus entschieden. Er hat einfach in seiner Zelle zu Jesus gebetet, daß er jetzt ein Christ sein möchte, daß er mit Jesus leben will. Und er hat Jesus um Vergebung für seine Sünden gebeten.

Und dann hat eine ganz tiefe Freude ihn erfüllt, so schreibt er es in seinem Tagebuch. Diese Freude ist auch nicht nach ein paar Tagen oder Wochen vergangen, sondern er wurde wirklich ein veränderter Mensch. Das merkten auch der Gefängnisdirektor und die Wärter, und ein halbes Jahr später wurde er dann wegen guter Führung entlassen. Zwanzig Monate vor dem eigentlichen Ende seiner Strafe.

Aber was sollte er jetzt tun? Studieren? Wieder in der Bank arbeiten? Er wollte den Rest seines Lebens

ganz für Gott einsetzen, der ihm so geholfen hatte. Darum hat er dann ein Predigerseminar besucht. Das ist eine Ausbildungsstätte für Missionare.

Nach drei Jahren, als diese Ausbildung beendet war, bewarb er sich dann bei einer Missionsgesellschaft.

Dort wurde er auch angenommen, und schon vier Monate später war er auf einem Schiff nach Indien.

In Indien arbeitete er auf dem Land. In vier Dörfern baute er Gemeinden auf und hielt Bibelstunden. Er half den Leuten aber auch medizinisch, soweit er es konnte. Außerdem zeigte er ihnen wie sie mit Dünger, Bewässerungsanlagen und besseren Geräten mehr Ernte bekommen konnten. Dadurch gab es nicht mehr so viel Hunger in den Familien. In Indien gibt es sehr viele Tempel, zu denen die Menschen gehen, um steinerne und hölzerne Götzenbilder anzubeten. Oft tragen sie auch Amulette und Zauberkettchen, die die bösen Geister fernhalten sollen. Das ist alles heidnischer Aberglaube, den Gott in der Bibel verboten hat. Wenn sich ein Inder bekehrt hat, wenn er sich für Jesus entschieden hat, dann hat er auch immer seine ganzen Amulette und Zaubereien verbrannt. Das gab oft große Freudenfeuer, wenn dann einige Menschen von ihrer Angst vor den Geistern frei wurden und ihre Kettchen und das alles laut klirrend ins Feuer warfen.“

Matthes konnte es sich gut vorstellen, wie die dunklen Inder mit dem weißen Missionar um ein hell loderndes Feuer herumstanden und ihre Zauberketten und Armbänder ins Feuer warfen.

„Kettchen und Armbänder!“ wie ein Blitz durchzuckte es Matthes auf einmal. Er hatte es schon fast wieder vergessen, aber der Mann, der ihn entführt hatte, trug auch so komische Kettchen an seinem Arm. Irgendwo hatte er sie aber auch noch einmal gesehen. Es waren wirklich auffällige Schmuckstücke gewesen. Bei jeder Bewegung hatten sie geklirrt, ganz leise nur. Aber das hatte sich eingepägt. Matthes dachte verzweifelt nach. „Irgendwo habe ich diese Kettchen auch noch außer an dem Entführungsabend gesehen. Wer die trug, der muß mich auch entführt haben.“

„Dein Urgroßvater hat bis zu seinem Tod in Indien als Missionar gearbeitet. Der Grund, warum wir dich nach ihm benannt haben, ist folgender: Dein Urgroßvater hat alles von Gott erwartet. Er hat ihm völlig vertraut, und wir glauben und wissen, daß es der richtige Weg war. Ein Leben ohne Gott ist sinnlos und nach dem Tod geht ein Mensch ohne Gott verloren. Aber mit Gott zu leben heißt, hier auf der Erde ein wirklich schönes Leben führen zu können und nach dem Tod einmal bei Gott im Himmel zu sein.“ Die Mutter wartete kurz. „Und wir wünschen uns so sehr, dein Vater und ich, daß du auch diesen Weg gehst, daß du auch mit Jesus lebst.“

Matthes schlug laut auf den Tisch. Sein Gesicht war ganz rot angelaufen, so ärgerte er sich.

„Das ist doch nur was für kleine Kinder, alte Leute und Schwächlinge, aber nicht für mich! Ich will mit diesem Jesus nichts zu tun haben. Ich bin gar nicht so schlecht wie mein Urgroßvater. Ich habe noch

nie gestohlen oder mich betrunken. Ich war nie im Gefängnis. Wozu brauche ich dann euren Jesus?“ schrie er. Dann rannte er aus dem Zimmer. Krachend flog die Tür zu. Man hörte noch den Lärm von Matthes auf dem Flur, und wie seine Zimmertür zugeworfen wurde. Seine Mutter saß ganz erschrocken da. Einige Sekunden bewegte sie sich nicht. Dann stand sie langsam auf, und ging hinter Matthes her. Michael hatte sie anscheinend völlig vergessen. Der schlich sich leise aus dem Haus. Es war ihm fürchterlich peinlich, daß er bei diesem Familienkrach dabeigewesen war. Ihm reichte schon der Streit bei sich daheim.

„Matthes! Matthes, hörst du mich? Ich wollte dich nicht verletzen. Matthes, komm, reden wir doch noch einmal in aller Ruhe darüber. Matthes, hörst du mich?“

Aber Matthes hörte nichts von seiner Mutter. Er wollte nichts mehr hören. Darum hatte er seine Stereoanlage angeschaltet. Hart und laut peitschte der Beat durchs Zimmer. Nein, von seiner Mutter wollte er jetzt wirklich nichts mehr hören.

„Immer dieser Jesus. Als ob man nicht auch ohne ihn leben könnte. Ich bin nicht schlecht. Ich habe noch nie so etwas ganz richtig Schlechtes gemacht. Ich bin nicht schlecht! Ich bin nicht schlecht! Ich bin nicht schlecht ...“

Matthes wollte jetzt bloß nicht zurückdenken. Diese Gedanken taten weh, sie waren richtig unangenehm.

Klick! Schnell war der Computer eingeschaltet und das Spiel geladen. Verbissen saß er vor dem Monitor und steuerte mit eiserner Faust das Spiel, den Joystick fest in der Hand. Die Knöchel waren weiß gepreßt, so fest umklammerte er den Hebel mit der Hand. Die Figuren zuckten über den Bildschirm. Aus dem Lautsprecher quietschte dazu grelles Gepfeife.

Langsam wurde er ruhiger. Die erste Wut war verrauch, und fast tat ihm sein Verhalten schon leid. Draußen zog jetzt eine Wolke, die die Sonne bedeckt hatte, weiter, und Lichtstrahlen fluteten in den Raum. Dadurch spiegelte sein Monitor, und Matthes sah das Spiegelbild von seinem Gesicht auf dem Bildschirm.

„Bist du wirklich so gut, daß du vor Gott bestehen kannst?“ schoß ihm durch den Kopf, als er sich so auf dem Monitor sah. Im Hintergrund dudelte das Spiel weiter.

„Kannst du? Kannst du? Kannst du? ...“ Immer wieder kamen die Worte. Immer wieder fragte ihn eine leise Stimme.

Matthes drehte den Lautstärkeregler der Stereoanlage weit auf. Das half etwas, diesen Gedanken zu entfliehen.

Bernd saß daheim in seinem Zimmer. Ein paar Stunden war es jetzt her, daß Matthes und Michael bei ihm gewesen waren.

„Sie wissen alles! Wie haben sie es nur rausbekom-

men? Was soll ich tun? Gleich kommt sicher die Polizei, um mich festzunehmen.“

Die Gedanken schossen in seinem Kopf herum. Er mußte irgendeine Lösung finden.

„Die einzige Möglichkeit wäre abhauen. Einfach weglaufen, nochmal woanders ganz neu anfangen.“

Aber wohin? Und vor allem womit? Sein bißchen Gespartes reichte sicher nicht weit.

Aufgeregt ging er im Zimmer auf und ab. Immer nervöser wurde er. Wann würden sie kommen, um ihn abzuholen? Wieviel Zeit blieb ihm noch?

„Vielleicht sind es nur noch ein paar Minuten. Sie können jeden Moment unten vor der Tür stehen und mich festnehmen und einsperren.“

Immer größer wurde seine Panik, immer stärker das nagende Gefühl im Bauch. Schließlich hielt Bernd es nicht mehr aus. Er rannte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter. Unten stolperte er aus der Tür.

Er schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr aus dem Hof. Er fuhr auf dem schnellsten Weg zu der Spielhölle, in der er sich immer mit dem geheimnisvollen Unbekannten getroffen hatte.

„Vielleicht habe ich ja Glück, und er ist da. Auf die 500 Mark, die er mir versprochen hat, werde ich sicher nicht verzichten. Ich muß das Geld haben.“

Dafür habe ich ja schließlich auch genug Gefährliches gemacht: die Bomben und alles das.“

Als Bernd sein Ziel erreicht hatte, warf er das Rad fast gegen die Mauer, so eilig hatte er es. Er hastete durch den Raum mit den Automaten. Da war auch schon die versteckte Tür. Bernd riß die Tür auf, und ein Stein viel ihm vom Herzen. Da saß der Mann, der ihm das alles eingebrockt hatte, der Mann, der ihn immer dazu gezwungen hatte, die Bomben zu legen. Aber er war nicht allein. Ein anderer saß neben ihm. Ein richtiger Schlägertyp. Die beiden hatten wohl gerade eine wichtige Besprechung. Bernds Auftraggeber blickte unwillig auf, und als er Bernd im Zwielficht der Rauchschwaden erkannte, wurde sein Gesicht zornig. Er wollte schon los-schimpfen, aber Bernd kam ihm dieses Mal zuvor:

„Ich bekomme noch 500 Mark von Ihnen. Bitte geben Sie mir das Geld jetzt. Ich brauche es“, forderte er mutig.

Der Zorn im Gesichtsausdruck des Unbekannten verschwand, und dafür blickte er jetzt höhnisch auf Bernd herab.

„So Bürschchen, auch noch Forderungen stellen. Nach dem Mist, den du gebaut hast, bekommst du gar nichts! Aber du hast noch einiges an Spielschulden bei mir. Also ...“

„Aber ich – ich habe doch alles so gemacht, wie Sie es gesagt haben ...“, setzte Bernd noch einmal an.

„Los, verschwinde jetzt bloß! Und morgen um halb

vier kommst du wieder her! Ich habe einen Auftrag für dich. So, und jetzt weg hier!“ befahl der Mann mit harter Stimme.

Bernd sah, daß er hier nichts mehr erreichen konnte und verschwand lieber, bevor noch Schlimmeres passierte. Völlig niedergeschlagen schlich er aus dem Haus. Er hatte sich völlig umsonst eingesetzt. Alles für die Katz.

Im Hinterzimmer der Spielhölle sagte der Unbekannte währenddessen zu dem anderen Mann mit dem Schlägergesicht:

„Bert! Paß mir ein bißchen auf den Jungen auf. Aber unauffällig.“

Bert hatte verstanden. Leise verschwand er aus dem Zimmer. Da saß jetzt nur noch der geheimnisvolle Fremde. Qualmwolken stiegen aus seiner Zigarre im Schein der Lampe auf. Durch die rauchige Luft sah man das hämische Grinsen, das seine Lippen umspielte.

Bernd war inzwischen draußen wieder auf seinem Rad. Hier hatte er nichts mehr verloren. Nur weg aus dieser Stadt. Am besten auch ganz aus Deutschland weg. Irgendwohin. Vielleicht auf einem Schiff als Küchenjunge oder so was. Nur weg.

Schnell trat er in die Pedale und fuhr in Richtung Stadtrand. Hinter ihm folgte in einigem Abstand ein grünes Auto. Langsam zuckelte es durch die Straßen, als ob der Fahrer nach einer Hausnummer suchen würde.

Bernd hatte nicht viel Geld dabei, aber für ein paar Tage würde es schon reichen.

Sehr schnell kam Bernd nicht voran, weil immer wieder Ampeln auf Rot standen. Außerdem waren die Straßen durch den Verkehr völlig überfüllt. Auch das grüne Auto hinter Bernd war nicht schneller. Es folgte ihm immer im gleichen Abstand. Zwei, drei Autos dazwischen.

Die Straße, die Bernd fuhr, führte auf die große Bundesstraße. Auf dieser Bundesstraße fuhren die meisten Autos, die die Stadt verließen.

Als Bernd die Bundesstraße erreicht hatte, wurde der Verkehr um ihn herum immer schneller. Die Autos rasten nur so an ihm vorbei. Aber der grüne Wagen wartete immer so lange am Straßenrand, bis Bernd fast nicht mehr zu sehen war.

Dann fuhr er wieder normal schnell hinter ihm her. Warten und ihn wieder einholen. Immer wieder dasselbe Spiel. Bernd merkte davon überhaupt nichts. Er wollte nur so schnell wie möglich von dieser großen Straße weg. Es war wirklich kein Vergnügen, wenn man nur Abgase atmete und die Autos ganz dicht an einem vorbei überholten.

Da vorne war auch schon eine kleine Straße. Bernd bog in die Abzweigung ein, und schnell wurde es ruhiger um ihn. Der Lärm der Bundesstraße verhallte langsam.

Der grüne Wagen folgte Bernd auch hier noch

immer. Er hielt immer einige Minuten am Straßenrand an und wartete, bis Bernd einen größeren Vorsprung hatte.

Dann startete der Fahrer wieder neu und folgte Bernd. Dem fiel auch schon langsam das merkwürdige Verhalten des Fahrers auf.

„Ob das ein Spitzel von meinem Auftraggeber ist, der mich überwachen soll?“ fragte er sich. Langsam wurde er unruhig.

„Vielleicht ist es doch ein Fehler gewesen, noch mein Geld zu fordern. Jetzt weiß der Unbekannte, was ich vorhabe“, machte Bernd sich Vorwürfe.

Immer kleiner wurde der Abstand zwischen dem Wagen und Bernd. Der Fahrer fuhr jetzt ein bißchen schneller. Bernd war jetzt schon fünfzehn Kilometer von der Stadt entfernt.

Auf einmal trat der Fahrer des grünen Wagens das Gas voll durch. Der Motor heulte auf, und das Auto schoß nach vorne. Bernd hatte keine Zeit mehr zum Ausweichen. Er wurde durch die Luft geschleudert und kam zehn Meter weiter auf einem Weg auf. Hart krachte er auf den steinigen Boden. Er spürte genau, wie in seinem rechten Bein ein Knochen zersplitterte. Gleich darauf wurde es schwarz vor seinen Augen. Er hörte nur noch, wie das Auto mit quietschenden Reifen verschwand, dann wurde es Nacht um ihn.

7. Das Computerspiel

Es war später Nachmittag geworden. Matthes' Zorn über die Geschichte seiner Mutter war schon wieder fast verraucht, und eigentlich schämte er sich auch, daß er sich so aufgeführt hatte.

Jetzt kam sein Vater nach Hause. Er arbeitete in einer Papierfabrik im Büro. Normalerweise war er ziemlich lustig, aber heute merkte Matthes schon in den ersten Sekunden, daß etwas nicht in Ordnung war. Als sein Vater ihn sah, wurde seine Miene finster und dicke Falten bewölkten seine Stirn. Die erste Sache, die sein Vater jeden Tag machte, wenn er heimkam, war die Post anzuschauen, die morgens für ihn gekommen war. So hatte er es auch heute gemacht, und da schien etwas Unheilvolles dabei gewesen zu sein – er hatte nämlich noch einen Brief in der Hand.

Matthes wußte: So war er immer, wenn es gleich ein riesiges Donnerwetter gab. Er wollte sich gerade umdrehen, um wieder unauffällig in seinem Zimmer zu verschwinden, als er schon die Stimme seines Vaters hinter sich hörte. Leise war sie, aber nicht freundlich, sondern scharf und wütend.

„Matthes! Hast du mir nichts zu sagen?“ fragte sein Vater drohend.

Matthes drehte sich um und blickte seinen Vater an. Er wußte wirklich nicht, was der meinte.

„Matthes! Deine Lehrerin hat mir heute geschrie-

ben. Einen blauen Brief! Über dich!“ Die Stimme steigerte sich langsam in Lautstärke und Tonhöhe.

Matthes zuckte zusammen. Schule – da hatte er eigentlich immer ein schlechtes Gewissen, aber was sie heute gewollt hatte?

„Deine Lehrerin hat geschrieben, daß deine Leistungen in letzter Zeit sehr nachgelassen haben, und daß deine Versetzung gefährdet ist!“

Jetzt war es also heraus. Aber bevor Matthes Zeit hatte, nachzudenken und sich eine Entschuldigung zu überlegen, prasselte die Strafpredigt schon weiter über ihn herein.

„Mein Sohn durchgefallen! Und das alles nur wegen seiner Faulheit. Weil er einfach keine Lust hat, etwas zu lernen. Ich sage es dir: Wenn du dieses Schuljahr nicht schaffst, dann kannst du deinen Computer gleich vergessen. Dann verkaufe ich ihn höchst persönlich und bezahle von dem Geld deine Nachhilfestunden. Du wirst ab jetzt jeden Tag zwei Stunden zusätzlich im Haus bleiben und Übungsaufgaben machen. Mathematik, Englisch und Deutsch. Rechnen, Diktat und Grammatik, solange bis du es beherrschst. Völlig beherrschst. Und wenn das nicht reicht, dann bleibst du eben drei oder vier Stunden da.“

Matthes war wie erschlagen. Das war einfach zu viel. Bloß weil er in der letzten Woche nicht so genau aufgepaßt hatte. Gut – er war kein Muster Schüler und ein Streber erst recht nicht. Aber durchfallen? So schlimm war es dann doch nicht.

Das sagte er seinem Vater dann auch. Aber der wollte gar nichts mehr hören. In dieser Situation war einfach keine Diskussion möglich.

„Ich möchte dich heute nicht mehr sehen. Geh jetzt in dein Zimmer, und lerne was!“ war das letzte, was Matthes von seinem Vater hörte. Dann ging er gedrückt auf sein Zimmer. Seine Stimmung war verständlicherweise nicht gerade toll.

Da saß er jetzt also auf seinem Bett. Er hatte zu gar nichts Lust. Computerspielen reizte ihn nicht, Musik wollte er auch nicht hören. Und lernen schon gar nicht. Einfach nur den trüben Gedanken nachhängen. Wie dunkle Vögel kreisten sie in seinem Kopf herum.

„Versager! Versager! Versager! Du wirst durchfallen, du Versager. Du bist zu überhaupt nichts zu gebrauchen. Du kannst gar nichts ...“ So tönte es in seinem Gehirn.

So saß er zehn, fünfzehn Minuten auf seinem Bett. Die Füße hochgezogen kauerte er mit finsterem Gesicht fast unbeweglich da. Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er sprang auf, ging zur Tür und schlich ganz leise in den Keller. Niemand hatte ihn gehört. Gut. Dort im Keller lehnte sein altes Rad an der Wand. Vorsichtig trug er es zur Haustür, weil es oft ziemlich klapperte und schepperte. Dann war er auch schon in der Freiheit. Es war gegen halb sechs, als er losfuhr. Jetzt im Juni war es noch sehr lange hell, und Matthes freute sich über das Licht und die frische Luft.

Was jetzt kommt, kann man als Zufall oder Glück bezeichnen, aber im Nachhinein betrachtet, denke ich, daß es ganz eindeutig Gottes Führung war. Auch Matthes und Michael sind davon fest überzeugt.

Matthes fuhr nämlich genau den gleichen Weg, den Bernd ein paar Stunden vorher genommen hatte. Als er die Stadt hinter sich gelassen hatte und zu der großen Bundesstraße kam, bog er gleich rechts auf eine kleinere Straße ab, die neben der großen in einigem Abstand herführte. Es war jetzt ziemlich viel Verkehr auf der Bundesstraße. Viele Leute hatten jetzt Feierabend und fuhren nach Hause aufs Land.

Matthes war jetzt zwar draußen in der weiten Natur, und er fühlte sich viel besser als vorhin im Zimmer, aber die dunklen Gedanken waren noch nicht ganz weg. Immer wieder fragte er sich, ob er wirklich zu nichts zu gebrauchen wäre und ob er wirklich nichts könnte.

Jetzt kam er an die Abzweigung, die auch Bernd vorhin genommen hatte. Die beiden kleinen Straßen kreuzten sich hier, und Matthes wollte weiter von der Bundesstraße weg. Darum bog er auf den gleichen Weg wie zuvor Bernd ab.

Matthes war völlig in Gedanken versunken. Gerade noch konnte er bremsen, als er im letzten Moment ein verbeultes Fahrrad vor sich liegen sah. Plötzlich durchfuhr ihn ein heißer Schauer von Kopf bis Fuß. Das war nicht irgendein Rad, das war sein Rad. Das war das Rad, das man ihm vor einigen Tagen bei

Herrn Polling gestohlen hatte. Da lag es jetzt. Verbeult und verkratzt auf der Straße. Matthes sah sich um. Da entdeckte er auch schon die Gestalt, die auf dem Kiesweg da hinten einige Meter von der Straße entfernt lag. Matthes rannte schnell hin. Und was er sah, schockte ihn echt: Bernd lag ohnmächtig auf dem Weg. An seinem Bein war eine Verletzung, die den Kies blutig rot gefärbt hatte.

Doch da kam ein gemeiner Gedanke in ihm auf: „Wer hat denn schon gesehen, daß ich da war? Niemand! – Und warum sollte ich dem helfen? Dem, der uns Kleinere in der Schule immer gequält und unterdrückt hat. Dem, der meinen Schulranzen mit Farbe besprüht hatte. Und der mein Rad gestohlen hat. Ein Verbrecher ist das. Es geschieht ihm nur recht, wenn ich ihn da liegen lasse. Was ich allein wegen ihm von meinem Vater für Schelte bekommen habe! Nur recht geschieht es ihm.“

Und Matthes schob sein Rad wieder den Kiesweg vor bis zur Straße und fuhr davon. Immer schneller trat er in die Pedale, als ob ihn etwas treiben würde. An der Natur und der Sonne konnte er sich überhaupt nicht mehr freuen. Nur weg hier. Nur weg von dem Unfall und von Bernd.

Als er wieder zur Bundesstraße kam, war er direkt froh über den Lärm, der ihm da wieder entgegen brauste. In seinem Kopf war nämlich noch eine andere Stimme laut geworden. Zuerst, auf der Hinfahrt, hatte es immer geklungen: „Versager! Versager! Versager!“ Jetzt sagten seine Gedanken „Verbrecher! Verbrecher! Verbrecher!“ Das war noch

viel schlimmer. Matthes fuhr direkt nach Hause. Er wollte sich verstecken. Nur wegkommen von den Leuten um ihn herum. Jeder schien ihn fragen zu wollen: „Warum hast du dich nicht um Bernd gekümmert? Warum hast du ihn einfach liegen gelassen? Das ist unterlassene Hilfeleistung! Dafür gibt es Gefängnis! Du mußt ins Gefängnis, Matthes Hirscher, ins Gefängnis!“

Immer lauter wurde diese Stimme. Matthes sah sich schon vor einem Richter. Alle Menschen im Gerichtssaal zeigten mit den Fingern auf ihn und riefen immer lauter: „Ins Gefängnis! Ins Gefängnis! Ins Gefängnis!“

Der Schweiß stand Matthes auf der Stirn, als er daheim ankam. Aber nicht vor Anstrengung, sondern vor Angst.

Er verschwand sofort in seinem Zimmer. Dort drehte er gleich die Stereoanlage auf. Nur irgendwie die Gedanken betäuben. Dann setzte er sich vor seinen Computer. Der Monitor leuchtete auf, und schon war er wieder in seinem Spiel. Er begann mit dem Joystick zu spielen. Flink huschten die kleinen Figuren auf dem Bildschirm hin und her.

Nach einiger Zeit war er dann auch in dem letzten Zimmer. Das Zimmer, in dem er nie weiterkam, an dem er immer wieder scheiterte.

Er sah sich genau um. „Die Lösung muß hier sein. Es gibt keinen anderen Weg. Irgendwo muß der Schlüssel versteckt sein.“

Mit seiner kleinen Spielfigur ging er zu den einzelnen Gegenständen, hob sich hoch, untersuchte sie und legte sie schließlich wieder weg.

Das Zimmer war ein wohnlich eingerichteter Raum. Tisch, Stühle, ein Bücherregal. Dort bei der Tür war ein Telefon und an den Wänden hingen Bilder. Oben am Bildschirmrand tickte währenddessen unbarmherzig die Zeit bis zur Explosion der Atombombe rückwärts. Noch 3 Minuten und 45 Sekunden.

Matthes drehte die Bilder an der Wand um. Vielleicht war auf der Rückseite der Schlüssel angeklebt.

So ein Adventure-Spiel⁷ konnte einen ganz schön fuchsen, bis man die Lösung heraus hatte.

Wieder nichts. Hinter keinem der Bilder war eine Spur zu finden. Dann nahm er sich den Tisch genau vor: Ein Buch mit grünem Einband, ein Blumenstock und ein unbeschriebenes Blatt Papier waren darauf. Matthes untersuchte zuerst den Blumenstock. Zwischen den Blättern, in der Erde – überall Fehlanzeige. Dann hob er das Buch hoch. Auch darunter war nichts.

„Schlage das Buch auf“, lautete sein nächster Befehl, weil er wissen wollte, was es für ein Buch war.

⁷ Bei einem Adventure-Spiel (Adventure-Game) schlüpft der Spieler in die Rolle einer Figur im Spiel, um dann Aufgaben erledigen. Sie sind oft ziemlich realistisch, und man hat den Eindruck, als ob man wirklich im Spiel ist.

Die Überraschung war wirklich groß, als Matthes das Buch von innen sah: In jede Seite war in der Mitte ein Loch von etwa 3 x 5 Zentimetern geschnitten. Dadurch entstand zwischen den Buchdeckeln ein Hohlraum. Und in diesem lag der kleine Schlüssel, den Matthes die ganze Zeit gesucht hatte.

Schnell war die nächste Tür aufgesperrt. Dort stand sie auch schon, die Atombombe. Matthes nahm den Schaltplan, den er in einem früheren Zimmer gefunden hatte, und bald waren die beiden Kabel gefunden, die er unterbrechen mußte. Die Atombombe war entschärft.

0:56 Minuten zeigte die Uhr oben am Monitorrand. „Noch 56 Sekunden, dann wäre sie explodiert“, fuhr es Matthes durch den Kopf. „Das war wirklich in letzter Minute!“

Matthes lehnte sich zurück. Mehrere Wochen hatte er sich an diesem Spiel versucht. Im Buch war die Lösung also versteckt. Eigentlich las Matthes nicht so sehr gern, aber hier war wirklich etwas Wichtiges und Gutes aus dem Buch gekommen.

Im Hintergrund leierte die Stereoanlage gerade die neuesten Hits ins Zimmer. Matthes hörte gar nicht richtig hin. Ihm waren nämlich wieder diese Gedanken gekommen. Sie klagten ihn wieder an.

„Vielleicht hätte ich Bernd doch nicht so liegen lassen dürfen. Und wenn mich dann jemand gesehen hat? Wenn ich nur noch einmal zurück könnte, die Zeit noch einmal zurück stellen ...“

Matthes überlegte fieberhaft, wie er seinen Fehler wieder gut machen könnte.

„Wenn ich es Papa sage, daß Bernd dort verletzt liegt, dann gibt es sicher tausend Fragen, die bestimmt nicht angenehm werden. Aber welche Lösung gibt es sonst? Noch einmal hinfahren, und so tun, als ob ich ihn zum ersten Mal dort sehe? Nein! Erstens wird es schon dunkel und zweitens brauche ich mindestens eine halbe Stunde. Und vielleicht geht es ja um jede Minute. Und wenn Bernd stirbt? Wenn er stirbt, weil ich zu feige und zu gemein war, das Richtige zu tun?“

Das durfte nicht sein. Matthes faßte den einzig richtigen Entschluß, ging zu seinem Vater und berichtete ihm alles.

Der rief sofort den Rettungswagen an. Dann setzte er sich mit seinem Sohn ins Auto und ließ sich zu der Stelle führen.

Dort blitzte schon das Blaulicht des Notarztes.

„Haben Sie angerufen?“ fragte er Matthes' Vater.

„Ja, mein Sohn hat mir alles erzählt.“

„Das war wirklich Rettung in letzter Minute. Ein Viertelstunde länger hier draußen und ...“

Jetzt müssen Sie mir aber noch genau erklären, wie Sie von dem Unfall erfahren haben. Ich muß noch ein Protokoll schreiben.“

Und dann ging das Erklären los. Matthes verschwiegen jetzt nichts. Er erzählte alles genau so, wie es passiert war. Und das Erstaunliche war, er fühlte sich nicht noch schlimmer, sondern er war sogar erleichtert, daß er jetzt endlich die Wahrheit gesagt hatte. Er hatte einen Sieg über sich selbst, über seine Selbstsucht und seine Gemeinheit errungen. Das war ein Schritt in die richtige Richtung gewesen. Trotzdem war da natürlich noch das bange Fragen und die Angst: Wie wird es mit Bernd weitergehen? Wird er durchkommen?

Bernd wurde sofort ins städtische Krankenhaus eingeliefert. Dort kam er auf die Intensivstation. Er hatte eine tiefe Wunde am rechten Bein und vor allem hatte er einen Schädelbruch. Nach Aussage der Ärzte schwebte er zur Zeit noch in Lebensgefahr. „Wenn er bis morgen überlebt, dann ist er über den Berg“, sagten sie.

Währenddessen klingelte bei Michaels Vater das Telefon. Als er abhob, meldete sich eine verstellte Stimme:

„Ich will die Million morgen Mittag. Sie fahren mit ihrem Privatwagen die Bundesstraße stadtauswärts entlang. Wenn Sie am Straßenrand eine rote Laterne sehen, werfen Sie das Geld in einem Leinensack aus dem Auto. Keine Verfolgung und keine Überwachung. Und keine nummerierten Scheine. Gebraucht sollen sie sein. Ansonsten geht morgen Nachmittag eine Bombe los.“ – Klick! Der Anrufer hatte eingehängt.

Der Polizist stand einige Sekunden wie versteinert da. Noch immer glaubte er die hohe, verstellte Flüsterstimme im Ohr zu hören.

8. Das Buch

Michaels Vater rief sofort den Bürgermeister an und informierte ihn über den Anruf des Bombenlegers. Danach fuhr er gleich ins Polizeipräsidium und veranlaßte alles Nötige.

Natürlich würde man zahlen. Der Bombenleger hatte schon zweimal bewiesen, daß er Bomben bauen und legen konnte. In der Schule war immerhin ein Sachschaden von etlichen zigtausend DM entstanden. Wenn er jetzt eine Bombe in der Fußgängerzone oder im Freibad anbrachte – nicht auszu-denken.

„Aber wir werden es ihm so schwer wie möglich machen. Und vielleicht schnappen wir ihn ja doch“, nahm sich der Polizist vor.

Bernd lag noch immer auf der Intensivstation. Seitdem er gestern eingeliefert worden war, bemühten sich die Ärzte verzweifelt, ihn am Leben zu halten.

„Wenn er es noch drei Stunden überlebt, dann ist er über den Berg“, bemerkte einer der Doktoren.

Inzwischen waren auch seine Eltern informiert worden. Sie kamen sofort völlig erschreckt ins Krankenhaus. Die ganze Nacht hatten sie im Gang gewartet, ob sich etwas Neues ergibt.

Stunden des Wartens, der Ungewißheit. Auch für Matthes Daheim.

Er schlief schlecht in dieser Nacht. Seine Schuld quälte ihn. Er wußte genau: „Wenn Bernd jetzt stirbt, dann bin ich Schuld. Ich habe seinen Tod dann mit auf dem Gewissen.“

Und diese Last ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Langsam schlichen die Zeiger auf der Uhr dahin.

Dann endlich war es soweit: Um acht Uhr morgens wurde Bernd von der Intensivstation auf ein normales Zimmer verlegt. Er würde zwar noch einige Zeit im Krankenhaus bleiben müssen, aber die schlimmste Gefahr war fürs erste gebannt. Er war außer Lebensgefahr.

Als Bernd langsam wieder klare Gedanken fassen konnte, tobte ein innerer Kampf in ihm: Er müßte jetzt eigentlich die Polizei informieren. Der unbekannte Mann, der ihm immer die Aufträge gegeben hatte, mußte gestoppt werden.

„Wer weiß, was er noch alles anrichten könnte. Vielleicht wird er das nächste Mal unschuldige Leute töten und keine Warnung vorher abgeben wie bei der Schule“, überlegte Bernd. „Auf der anderen Seite heißt das, daß meine Schuld auch mit herauskommt. Ich werde dann sicher auch ins Gefängnis müssen. Und von der Schule fliege ich bestimmt auch.“

Das war natürlich eine schwierige Entscheidung. Bernd überlegte einige Zeit.

„Aber dieser geheimnisvolle Mann hat nicht davor

zurückgeschreckt, mich umbringen zu lassen. Zu meinem Glück hat es ja nicht geklappt. Dann wird er sich sicher auch nicht scheuen, andere Menschen umzubringen.“

In Bernd tobte ein innerer Kampf. Wie sollte er sich entscheiden?

Er stellte sich die Folgen vor. Die Probleme, die er bekommen würde und die Schwierigkeiten. Dann stellte er sich die Folgen vor, was passieren könnte, wenn er nichts sagte. Eine Bombe, die mitten in einer ahnungslosen Menschenmenge explodiert.

Endlich stand sein Entschluß fest. Er würde der Polizei alles sagen.

Entschlossen drückte er auf den Klingelknopf neben seinem Bett. Wenige Minuten später kam die Schwester, um zu sehen, warum er geläutet hatte.

Schüchtern fragte Bernd: „Könnte ich bitte jemand von der Polizei sprechen, es ist dringend?“

Die Schwester schaute ihn etwas zweifelnd an. War dieser Junge schon in der Lage, Besuch zu empfangen? Aber der Arzt hatte ja nichts verboten, und er lag hier auf einer ganz normalen Station.

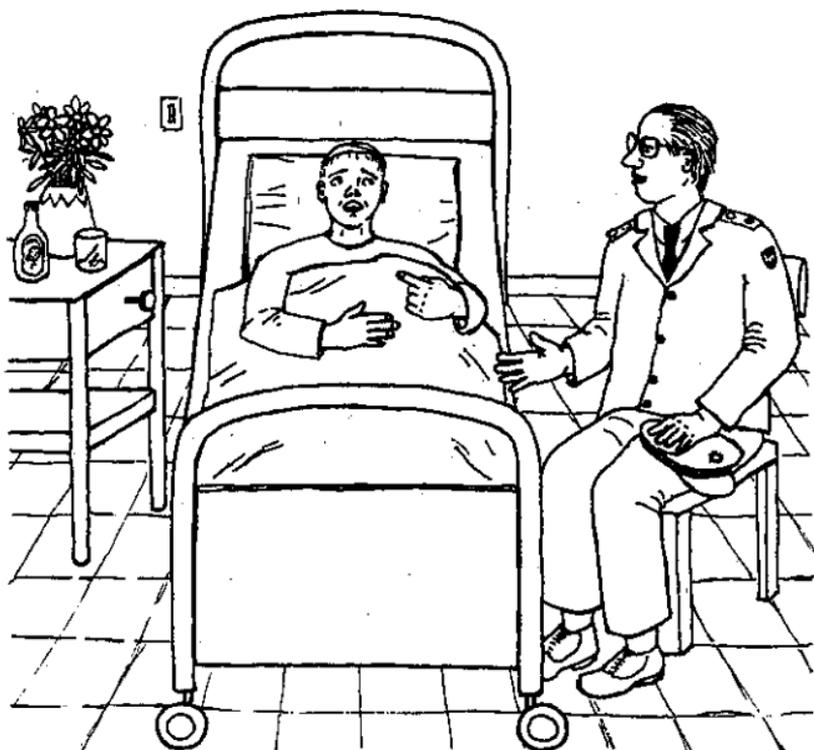
„Ist gut“, sagte sie schließlich. „Soll es jemand Bestimmtes sein?“

„Bitte jemand, der für den Bombenanschlag in der Schule zuständig ist.“

Dann ging die Schwester.

Eine Viertelstunde später stand Michaels Vater im kleinen Zimmer. Der typische Geruch eines Krankenhauses nach Desinfektionsmittel, das weiße eiserne Bett, die Blumen am Nachttisch – ein ganz normales Zimmer in einem Krankenhaus. Aber dieser Junge schien irgend etwas Wichtiges sagen zu wollen.

Michaels Vater nahm sich Zeit, um in aller Ruhe mit Bernd zu reden. Der erzählte ihm dann alles. Von den Spielschulden und wie er deswegen unter Druck gesetzt wurde. Wie er die Bombe am Telefonmast und in der Schule angebracht hatte. Und



schließlich, wie er gestern knapp dem Tod entkommen war.

Dann beschrieb er den Unbekannten. Und als der Polizist die Beschreibung dieses geheimnisvollen Mannes hörte, war es mit seiner Ruhe schlagartig vorbei.

„Das ist doch der zweite Chef von CHEMO-TECH!!!!“ erkannte er augenblicklich.

Er verließ das Krankenhaus sofort und fuhr zum Richter.

Der Durchsuchungsbefehl für das Privathaus und das Firmengebäude von CHEMO-TECH waren gleich ausgeschrieben.

Dann ging es zum Polizeipräsidium. Dort wurden schnell zwei Einsatzgruppen gebildet. Die eine nahm sich das Privathaus vor und durchkämmte es von oben bis unten.

Die andere mit Michaels Vater an der Spitze brauste zu CHEMO-TECH. Das Blaulicht mit dem Magnetfuß ans Dach seines Wagens geklemmt und ab ging die Post. Drei Einsatzfahrzeuge fuhren in rasendem Tempo durch die Stadt, in die Fußgängerzone und hielten mit quietschenden Reifen vor dem Firmengebäude.

Sofort wurden alle Ausgänge bewacht. Michaels Vater stürmte voran zum Büro des zweiten Chefs.

Inzwischen hatte Michael auch von dem Einsatz

erfahren und seinen Freund Matthes angerufen. Dem hatte er dann gleich von den neuesten Entwicklungen erzählt. Matthes war natürlich heilfroh, daß es Bernd wieder gut ging. Dann packte ihn auch wieder die Abenteuerlust. Zum Glück war heute schulfrei, weil die Notenkonferenz in der Schule stattfand. Mit ihren Fahrrädern waren sie nur wenig später als die Polizei bei CHEMO-TECH.

Weil der Polizist an der Tür Michael kannte, ließ er die zwei schnell durch die Tür schlüpfen.

Bald hatten sie Michaels Vater gefunden. Der verhörte gerade den zweiten Chef, den Hauptverdächtigen für den Einbruch und die Anschläge.

„Sie können mir überhaupt nichts beweisen! Haben Sie bei mir Bomben gefunden? Oder ein Labor, um sie herzustellen? Oder haben Sie die Diskette gefunden? Überhaupt nichts haben Sie! Das ist doch nur ein dummer Jungenstreich. Ich habe nichts mit diesem Einbruch zu tun.“

Michaels Vater kam langsam ins Schwitzen. Noch waren keine Ergebnisse gefunden worden. Auch im Privathaus des zweiten Chefs war nichts gefunden worden. Keine Bombe, keine Pläne – rein gar nichts, was einen Verdacht bestätigte.

Sie suchten jetzt schon eine gute halbe Stunde.

„Wenn wir nicht bald etwas finden, dann muß ich die Aktion abbrechen, und das wird sehr peinlich“, das war Michaels Vater klar.

Die beiden Jungen merkten, was in ihm vorging. Sie spürten seine Nervosität. Sie wollten auch mithelfen, um den Täter dingfest zu machen. Die zwei gingen in das Büro und sahen sich um. Ihnen lag viel daran, daß der Täter endlich festgenommen werden konnte.

Aber alles war umsonst. Vielleicht hatte sich Michaels Vater auch geirrt, vielleicht hatte Bernd den Unbekannten schlecht beschrieben.

Sie mußten der bitteren Wahrheit ins Auge blicken. Michaels Vater gab den Befehl zum Abbruch der Durchsuchung. Alle merkten, wie schwer es ihm fiel. Aber was sollte er machen? Er konnte nicht einfach einen Bürger, gegen den kein ernsthafter Verdacht vorlag, noch länger belästigen.

„Es tut mir wirklich sehr leid, aber Sie werden sicher verstehen, daß wir jedem Hinweis nachgehen müssen“, entschuldigte er sich bei dem zweiten Chef. Der lächelte mit einem kalten Grinsen.

„Ich habe es Ihnen doch gesagt, daß Sie bei mir nichts finden werden, weil ich der Falsche bin.“

Dann schüttelte er Michaels Vater zum Abschied die Hand. Dabei klirrten die Kettchen, die er am Handgelenk trug, leise.

Da erinnerte sich Matthes: Genauso hatte es auch bei dem Mann geklungen, der ihn entführt hatte. Die Armringe sahen auch genau gleich aus. Wegen der Geschichte, die seine Mutter ihnen erzählt hat-

te, erinnerte er sich wieder daran. Sonst hätte er es sicher schon wieder vergessen. Aber dort hatte seine Mutter erzählt, wie die Amulette und Zauberkettchen ins Feuer geworfen wurden. Und das hatte die Erinnerung von Matthes wieder geweckt. Eilig flüsterte er es Michaels Vater zu. Der überlegte kurz. Dann sagte er zum zweiten Chef: „Es hat sich gerade eine neue Situation ergeben. Ich habe dann noch ein paar weitere Fragen an Sie.“ Zusammen setzten sie sich an den Schreibtisch im Büro, und Matthes mußte noch einmal von dem Abend erzählen. Dann wurde der Verdächtige nach einem Alibi gefragt.

Es war schließlich nur noch ein Verhör zwischen Michaels Vater und dem zweiten Chef. Matthes saß nur noch so herum. Da sah er sich den Schreibtisch etwas genauer an: Stifte, Zettel, eine elegante Lampe und ein Buch waren darauf.

„Computertechnik für Anfänger“ hieß das Buch. Das war auf jeden Fall interessanter als das langweilige Verhör. Matthes griff nach dem Buch. Der zweite Chef schrie auf, aber Matthes hatte es schon aufgeschlagen. Genau wie in seinem Computerspiel waren auch hier Löcher in die Seiten geschnitten. Und in dem Hohlraum lag eine kleine schwarze Diskette. Der zweite Chef wollte sie an sich reißen, aber Michaels Vater hatte Verdacht geschöpft, und instinktiv packte er seinen Arm mit eiserner Hand. Matthes nahm die Diskette. Schnell war sie in einen Firmencomputer gesteckt und das Programm wurde gestartet. Es war tatsächlich die gestohlene Diskette. Diese Methode, etwas in einem Buch zu ver-

stecken, war eigentlich gar nicht so außergewöhnlich. Oft versteckten Spione und Agenten ihre geheimen Papiere so. Und irgendwann hatte anscheinend auch der zweite Chef davon gehört.

Jetzt gestand er alles: Er wollte einfach mehr Macht und Geld. Die Karriere in der Firma genügte ihm nicht mehr. Er wollte das wirklich große Geld machen.

Und wieder war es das Buch gewesen, das Matthes die Lösung zeigte. Genau wie im Computerspiel. Das Buch war die Lösung für das Problem.

Zufrieden fuhr Matthes nach Hause. Daheim war natürlich das große Erzählen angesagt. Alles wollten seine Eltern haarklein wissen. Ganz genau mußte er es erzählen.

Dann ging er auf sein Zimmer. Bis zum Abendessen war es noch ein bißchen Zeit, und Matthes genoß einfach den Tag. Lesen, Computerspielen und Musik hören – so ließ es sich schon aushalten.

Beim Abendessen hörten sie schon im Radio von der Aufklärung des Falles.

Nach dem Abendessen sagte der Vater: „Heute Abend wollen wir wieder einmal unsere Abendandacht halten.“

Matthes wollte schon motzen, aber dann blieb er doch ruhig, um sich nicht den schönen Tag mit Streit zu verderben.

Der Vater las die Geschichte vom verlorenen Sohn vor. Wie der Sohn zu seinem Vater geht, und ihn um seinen Erbteil bittet. Dann reist er weg und verpraßt das ganze Geld. Schließlich kommt eine Hungersnot ins Land, und der junge Mann mußte sich als Schweinehirte über Wasser halten. Er entscheidet sich dann, zu seinem Vater zurückzugehen. Den möchte er bitten, ihn wenigstens als Knecht am Hof einzustellen. Als er dann zurückkommt, nimmt ihn sein Vater wieder mit allen Ehren und voller Liebe als seinen Sohn an. Nur dem Bruder, der die ganze Zeit fleißig Daheim geholfen hatte, hat es gewaltig gestunken.

Matthes' Vater machte eine kurze Pause. Dann sagte er: „Der Vater in dieser Geschichte ist Gott. Und wenn wir von ihm weglaufen und gegen seinen Willen leben, dann freut er sich unheimlich, wenn wir wieder zurückkommen.“

In Matthes stieg die Wut wieder hoch: „Jetzt wollen die mich schon wieder missionieren. Als ob ich so ein Heide wäre!“

Aber was der Vater jetzt sagte, beeindruckte ihn sehr:

„Matthes, deine Mutter und ich sind auch nicht perfekt. Wir laufen auch immer wieder von Gott weg. Und das sind dann auch die Momente, wenn wir dich wirklich falsch oder ungerecht behandeln. Aber wir sind einfach so froh, daß Gott uns trotzdem liebt, und daß wir trotzdem zu ihm zurück kommen dürfen. Solange wir leben, haben wir noch

die Chance, zu entscheiden ob wir mit oder ohne Gott leben wollen. Nach dem Tod ist dann alles entschieden. Und dann wird Gott die Leute, die nicht mit ihm leben wollten, verurteilen. Wir wollen als Familie versuchen, nicht wie der zweite Bruder auf die Fehler des anderen zu sehen. Wir wollen Gott für unsere Fehler um Vergebung bitten, und mit Gott, unserem Vater, leben. Matthes, ich freue mich, daß wir zu Gott kommen dürfen, und daß er uns auch verändern will. Ich bete dann noch mit uns.“

Matthes Vater betete noch, und dann war die kurze Abendandacht auch schon beendet.

Aber Matthes ging diesen Abend sehr nachdenklich ins Bett. Vielleicht war die Bibel, dieses Buch der Bücher, doch nicht so schlecht. Das mit seinem Vater vorhin hatte schon ehrlich geklungen. Das hätte er von seinem Vater nie erwartet. Vielleicht war ja doch etwas Wahres dran an diesen Jesus-Geschichten.

„Und wenn sie wahr wären, dann wäre ja wieder ein Buch die Lösung zu unseren Problemen. Genau wie im Computerspiel und bei CHEMO-TECH kann man die Lösung auch hier nur mit dem Buch, mit der Bibel finden.“

Als er so über sein Leben nachdachte, fiel ihm auch noch einiges mehr an Schuld außer der Sache mit Bernd ein. Da waren einige gemeine Streiche, die er den Lehrern gespielt hatte.

Und zu seinen Eltern war er auch manchmal sehr

unfreundlich gewesen. Ihm wurde klar, daß ein Sünder nicht nur ein Mensch ist, der schon im Gefängnis war. Jeder Mensch hat so viele Fehler, daß er von Gott getrennt ist.

„Wenn ich jetzt meine Schuld, sogar die mit Bernd, zu Gott bringen kann, wenn ich ihm den Streit mit meinen Eltern sagen kann – das ist schon pfundig.“

Und so kam es, daß Matthes zum ersten Mal in seinem Leben betete. Nicht nur ein frommes Nachtgebet, daß er einmal auswendig gelernt hatte. Er sprach jetzt richtig zum lebendigen Gott:

„Gott, wenn es dich gibt, dann möchte ich auch so, wie mein Urgroßvater an dich glauben. Ich habe viel falsch gemacht in meinem Leben, aber ich bitte dich, daß du es mir vergibst und ab jetzt mein Herr bist. Komm du in mein Leben, und sei du mein Freund. Amen.“

Es war nicht besonders wohlklingend, aber Matthes sagte einfach das, was ihm auf dem Herzen lag. Und er wußte: Jetzt bin ich ein Kind Gottes. Da kam kein Engel vom Himmel, aber Matthes wußte es ganz sicher, und das machte ihn froh.

Nach zwei Wochen wurde dann der ganze Fall vor Gericht verhandelt und Licht in die letzten Fragen gebracht.

Herr Finkling, der zweite Chef von CHEMOTECH gestand alles. Er erzählte, daß er die Bomben in einem kleinen Zimmer, das er sich in der Stadt

gemietet hatte, zusammengebastelt hatte. Vor dem Haus fand die Polizei dann den roten Golf, den sich Herr Finkling unter falschem Namen gekauft und dort versteckt hatte. In dem Labor selber wurde dann auch die Diskette gefunden, die vom Firmencomputer auf den PC überspielt worden war. Zur Sicherheit wurde sie dann später vernichtet.

Eine große Frage war für die Polizei auch noch sein Alibi. Bei der ersten Vernehmung durch die Polizei hatte er als Alibi ein paar Freunde, mit denen er beim Angeln gewesen war.

Nach einigen Verhören kam schließlich heraus, daß diese Freunde von ihm bestochen worden waren, und ihm ein falsches Alibi gegeben hatten. Es waren die Freunde, mit denen er in der Spielhölle immer gespielt hatte.

Dann kam endlich der große Tag des Gerichtsurteils:

Herr Finkling, als Hauptangeklagter, wanderte für die nächsten fünfzehn Jahre hinter Gitter. Seine Freunde erhielten auch alle hohe Geldbußen.

Und dann waren noch Matthes und Bernd da. Bernd hatte ja die Bomben schließlich gelegt. Auch wenn er erpreßt worden war, er hätte auf jeden Fall zur Polizei gehen müssen. Und Matthes stand jetzt wirklich wegen unterlassener Hilfeleistung vor Gericht, weil er Bernd nicht gleich geholfen hatte.

Beiden wurde aber zugute gehalten, daß sie ihre

Fehler eingesehen hatten. Sie hatten auch beide versucht, die Fehler wieder gut zu machen.

Bernd kam mit einer Bewährungsstrafe davon, und Matthes mußte fünf Wochenenden in einem Altenheim helfen. Ohne Bezahlung – versteht sich!

Bernd durfte sogar noch den Rest des Jahres auf der Schule bleiben, bis er seinen Abschluß gemacht hatte. Darüber war er besonders glücklich.



Beide waren sie froh, daß auch das so glimpflich abgegangen war. Zwischen den zweien entstand im Laufe der Zeit auch eine richtig gute Freundschaft. Matthes, Michael und Bernd, die drei verstanden sich jetzt wirklich gut.

Matthes ging jetzt auch zum erstenmal in den Jugendkreis am Ort. Das war ein Treffen von jungen Leuten, die auch als Christen lebten und dort einmal in der Woche in der Bibel lasen, sangen, beteten und aber auch sonst viel unternahmen.

Überhaupt merkte er, daß Christsein keine weltfremde und langweilige Sache ist. So hatte er früher manchmal über die Christen gedacht. Aber jetzt, als er immer mehr kennenlernte und Erfahrungen machte, merkte Matthes, daß viel von seiner Abneigung nur Vorurteil gewesen war.

Das vielleicht Wichtigste, was Matthes und Bernd aus diesem Abenteuer gelernt hatten, ist, daß Gott uns liebt und unsere Fehler und Sünden vergibt, wenn wir ihn darum bitten. Darum konnten sich auch die beiden wirklich von Herzen vergeben: die Sache mit dem Fahrrad und dem Schulranzen, der mit Farbe besprüht worden war (es war wirklich Bernd gewesen, der so Rache nehmen wollte). Und auch das Verhalten von Matthes, wie er Bernd so liegen gelassen hatte.

Gott hat den beiden so viel vergeben, da wollten sie auch keinen Haß mehr aufeinander haben.



Margareth Smith

Und doch nicht allein

Taschenbuch

JM ab 12
128 Seiten
4,80 DM
ISBN 3-89397-740-6

Nichts ist so, wie es mal war – Einsamkeit und Verzweiflung bleiben für Eilidh und ihren Zwillingenbruder Paul zurück, nachdem ihre Mutter gestorben ist. Ein neues Zuhause finden sie bei John Paterson, einem Freund der Familie. Doch dort herrscht ein jahrzehntelanger Streit mit der Nachbarfamilie. John Paterson hatte als Achtzehnjähriger den kleinen Bruder des Nachbarn überfahren. Doch dann macht Eilidh eine aufregende Entdeckung ...